

ISSN 1617-0733

103/2001

**40 Jahre Aus- und Fortbildung
im Theologischen Studienseminar
der VELKD in Pullach**

**Dokumentation des Festaktes
am 24./25. November 2000**

Februar 2001

Rückseite Frontblatt

Inhaltsverzeichnis

40 Jahre Aus- und Fortbildung im Theologischen Studienseminar der VELKD in Pullach

Dokumentation des Festaktes am 24./25. November 2000

Inhaltsverzeichnis	3
Vorwort.....	4
I. Das Seminar und sein Konzept	5
1. Bischof R. Hoffmann, Üb-(E)erholung.....	6
2. Pastor O. Bruckmann, Fortbildung in Pullach – ein Erfahrungsbericht.	7
3. Pröpstin Dr. Dr. K. Gelder, Perspektivwechsel und Horizonterweiterung	9
4. Prof. Dr. V. Weymann, Vom Baum und den Früchten.....	10
II. Das Seminar und seine Geschichte.....	21
1. Dr. H. Franke, „Eine der wichtigsten irdischen Aufgaben der Kirche...“	22
2. Pastor i. R. W. Steffens, Erinnerungen an den 2. Kurs (1961/62)	30
3. OKR F. Peschke, Pullach – vor 38 Jahren	33
4. Pastor i. R. Dr. W. Höhne, Revolution in Pullach	36
5. Bischof Dr. H. C. Knuth, Markenzeichen: Gediegene Theologie	37
III. Das Seminar und die Künste im Dienst der Verkündigung	41
1. Prof. Dr. V. Weymann, Einleitende Worte zur Vernissage	42
2. W. Kleinert, Einführung in den Tagzeitengebete-Zyklus	44
3. Die neue Truhenorgel.....	46
4. Prof. Dr. V. Weymann, Andacht zu Psalm 27, 4-5	46
IV. Das Seminar und seine institutionellen Bezüge	50
1. Präsident D. Veldtrup, Grußwort der Generalsynode	51
2. OLKR M. Wöller, Grußwort des Beirates	52
3. OKR F. Peschke, Grußwort der Ev.-Luth. Kirche in Bayern	53
4. Bürgermeisterin S. Würthner, Grußwort der Gemeinde Pullach	54
Nachwort.....	56
Interview OKR U. Hahn / Prof. Dr. V. Weymann	57

Vorwort

Die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands gibt mit einem gewissen Gefühl des Stolzes, jedenfalls mit viel Freude das 103. Heft der „Texte aus der VELKD“ in die Hände seiner Leser/innen. Das 40-jährige Jubiläum des ehemaligen Prediger- und jetzigen Theologischen Studienseminars in Pullach ist etwas Besonderes. Das Jubiläum ist in einem Festakt am 24. und 25. November 2000 gefeiert worden, und die dort gehaltenen Vorträge, Beiträge und Grußworte werden im vorliegenden Band dokumentiert. Dabei hält sich der gedruckte Text nicht an den „historischen“ Ablauf der Feierlichkeiten, sondern verfolgt eine sachliche Gliederung.

Der 1. Teil „Das Seminar und sein Konzept“ beschäftigt sich mit grundsätzlichen Fragen der Fortbildung, und zwar aus der Sicht der Kirchenleitung, der Teilnehmenden und des Studienseminars selbst. Wozu dient Fortbildung, und welches ist das spezielle Profil des Pullacher Studienseminars? Aus den vier Stimmen, die sich zu Wort melden, ergibt sich dazu ein differenziertes Bild.

Um die Geschichte des Seminars, die eng mit der Geschichte der VELKD verknüpft ist, geht es im 2. Teil. Hierbei wird der einleitende geschichtliche Überblick, der in aufopferungsvoller Quellenarbeit entstanden ist, an verschiedenen Stellen schlaglichtartig durch persönliche Erinnerungen von Kursteilnehmern an Predigerseminars- und Studienkursen beleuchtet.

Die Beziehung der Theologie zu den Künsten ist zu beinahe allen Zeiten eine recht enge gewesen, was wohl daran liegt, dass hier wie dort ein Stück Lebensdeutung geschieht. Auch das Pullacher Seminar ist ein Ort der Begegnung zwischen beiden. Dass die Verbindung zwischen Kunst und Theologie im Dienst der Verkündigung geschieht, kann das 3. Kapitel zeigen.

Das Theologische Studienseminar ist eine Einrichtung der VELKD. Es befindet sich aber auch auf dem Boden der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Bayerns und der politischen Gemeinde Pullach. Von den Beziehungen des Seminars zu diesen Institutionen handelt Kapitel 4.

Ein Interview von OKR Udo Hahn mit dem Leiter des Studienseminars Prof. Dr. Volker Weymann schließt das Heft ab.

Das Lutherische Kirchenamt wünscht den Leserinnen und Lesern viel Freude bei der Lektüre.

Dr. Klaus Grünwaldt
Oberkirchenrat

I.

Das Seminar und sein Konzept

I. Das Seminar und sein Konzept

1. Üb-(E)erholung

Grußwort von Landesbischof Roland Hoffman, Eisenach

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder!

Für unsere Katecheten gab es in der alten Zeit in unserer Landeskirche Überholungskurse. Das war eine 14-tägige Weiterbildung für Gemeindepädagogen und Gemeindepädagoginnen in den Ferienmonaten, die genau diesen Titel hatte: Überholungskurse.

Die Katecheten-Väter haben dafür sehr viel Zeit und Kraft eingesetzt und die Katecheten/innen auch namentlich eingeladen, wenn sie sich nicht freiwillig meldeten. Denn Überholung ist nötig und war damals im weltlichen Bereich ein geflügeltes Wort: Die Maschinen- und Traktorenstationen der LPG'n mussten im Winterreparaturprogramm bzw. im Sommerreparaturprogramm die Landwirtschaftsmaschinen überholen. In jedem Eisenbahnwagen stand die NHU - wissen Sie, was das heißt? - die „nächste Hauptuntersuchung“ schon lange vorher fest.

Das haben wir als Theologen und Theologinnen auch heute nötig, denn wir fahren unser Profil genauso ab wie Schumi seine Reifen auf dem Nürburg-Ring. Der muss in die Boxen zum Reifenwechsel und zum Auftanken. Für uns gibt es *dieses* Haus als Tankstelle. Danke an die VELKD, dass sie uns dieses Haus bietet.

Die Autos heute haben einen Anzeiger, wie hoch die Kraftstoffreserve noch ist. Oder es gibt den TÜV, der genau die Millimeter des Reifen-Profiles misst.

In unserem Beruf haben wir es mit den geistlich-theologischen Kräften viel schwerer. Dafür gibt es keine Abmessungen. Wir werden aber bei abgefahretem theologischen Profil genauso gefährlich wie der Reifen bei Aquaplaning.

Wenn wir selber merken, wie unser Kraftspiegel sinkt, haben wir meistens keine Zeit, ihn aufzutanken und uns zu erneuern.

Wenn es dann die anderen merken, sagen sie es nicht rechtzeitig oder meistens zu spät. Die Abwehr gegen Fortbildung an sich ist m.E. meist das Zeichen dafür, dass die Betroffenen schon längst mit ihren Kräften auf Reserve fahren.

Wir müssen aber die Entwicklungen und Kenntnisse auf theologischem Gebiet genauso verfolgen und erneuern, wie die Software im PC erneuert wird.

Wir sind gerade - ich denke, fast in allen Landeskirchen - bei einer großen Umstellung im Gemeindeaufbau begriffen und brauchen theologische Besinnung, um die entsprechende Breite bzw. Tiefe zu erreichen. Ich meine z. B. die Umstellung von dem Kirchenbild Hirt und

Herde auf das Bild vom Leib und den Gliedern. Es gilt, den gemeinsamen Dienst aller haupt-, neben- und ehrenamtlichen Mitarbeitern/innen in der Gemeinde zu erlernen. Das will theologisch gekaut und geschluckt und dann menschlich verdaut werden. Erst dann wächst die neue Energie, so wie es in 1. Korinther 12, 6 steht: „Es gibt verschiedene Gaben, aber es ist ein Geist; und es sind verschiedene Ämter, aber es ist ein Herr. Und es sind verschiedene Kräfte (Energien), aber es ist ein Gott.“ Um diese Energie geht es hier in diesem Haus. Hier wird eine geistlich-theologische Energie vermittelt, wenn der gestresste Pfarrer wieder Zeit und Raum hat, um theologisch zu arbeiten, ein Buch zu lesen und mit Fachkollegen zu diskutieren.

Dabei bietet Pullach die hervorragende Möglichkeit, dass Pfarrer und Pfarrerinnen aus alten und neuen Bundesländern zusammenkommen und etwas für die Gemeinschaft tun, die wir in allen Lebensbereichen brauchen. Was hier zwischen Ost und West passiert, hat auch mir gut getan, als ich vor Jahren als OKR hier saß. Es tut mir auch im Augenblick gut. Ich würde sofort länger bleiben und hätte eine Reihe von Themen, über die ich gern nachlesen und diskutieren würde.

Unsere Überholungskurse für unsere Katecheten hatten auch eine andere Betonung: Üb-Erholungs-Kurse. Auch das darf hier im Hause dabei sein: Üb-Erholung.

Und wenn Sie in diesen beiden Tagen etwas davon gespürt haben, wollen wir allen danken, die hier im Hause jahrein, jahraus die Rundum-Überholung ermöglichen. So ist das 40-jährige Jubiläum dieser Tankstelle eine Dankstelle, um derer zu gedenken, die früher und heute hier gelehrt und auch für das leibliche Wohl der Kursteilnehmer/innen gesorgt haben.

Auch heute danke ich Ihnen sehr für Ihre offene Tür.

2. Fortbildungen im Studienseminar der VELKD in Pullach - ein Erfahrungsbericht.

Von Pfarrer Oliver Bruckmann, Deggendorf

Mein Name ist Oliver Bruckmann,
und ich komme aus Deggendorf.
Das liegt an der Donau in Niederbayern
zwischen Regensburg und Passau.
Dort bin ich Gemeindepfarrer.
Und ich gehe regelmäßig auf Fortbildungen.
Schließlich will ich im Bilde bleiben.

Zweierlei brauche ich dabei nicht:
Spiegelbildung und Einbildung.

Ich will nicht nur meinem eigenen Spiegelbild begegnen.
Das ist so, wenn es im dritten Satz schon heißt:
„Wie geht es mir damit? – Was macht das mit mir?“ –
die wichtigsten Fortbildungsfragen über Jahre hinweg.

Und Einbildung brauche ich auch nicht.
Damit meine ich jene pastorale Selbstdarstellung
in einer Gruppe von Kolleginnen und Kollegen.
Das kenne ich vor allem von Pfarrkonferenzen.

Vor beidem war ich hier im Studienseminar verschont.
Hier ging es um die Praxis:
Was tue ich, was tut sich um mich herum, und was tut Gott?
Wahrnehmungshilfen dazu habe ich hier in Pullach gefunden.
Hilfen zur Analyse und zur sachlichen Begründung meiner Praxis als Pfarrer.
Das hat mir sehr gut getan.

Insofern: in Pullach ging's zur Sache.
Da war Input, wo ich doch sonst aus meinem Alltag oft nur Output kenne.
An zwei Kursen habe ich bisher teilgenommen,
beide unter Leitung von Dr. Heiko Franke.
Einmal ging es darum, wie wir mit der Gemeinde
die Zeit vom 1. Advent bis zum Neujahrstag verbringen.
Und das zweite Mal, in Fortsetzung sozusagen, ging's ums Osterfest.

Der Input war theologisch fundiert und dabei praxisnah,
weiterführend, neue Perspektiven erschließend.
Dem war dienlich, dass zum jeweiligen Thema
ganz verschiedene Zugänge angeboten wurden.
Historische Gesichtspunkte, soziologische Schmankerln
(ein Höhepunkt war zum Beispiel die Frage:
was machen wir eigentlich, wenn wir etwas schenken?),
literarische Rundschau, solches kam ebenso vor wie eine gründliche biblische, liturgische,
die homiletische und die religionspädagogische Sicht.

Verschiedene Zugangswege, das heißt verschiedene Perspektiven.
Bekanntlich sieht man mehr, wenn man die Sache dreht und wendet.

Jedenfalls haben wir uns nicht im theologischen Elfenbeinturm verloren.
Und was aus unterschiedlichen gesellschaftlich relevanten Perspektiven erschlossen wird,
ist auch für meine Praxis in einer pluralen Volkskirche interessant.

Dazu passend war die Auswahl der Referenten.
Nicht einer für die ganze Zeit, sondern einer nach dem anderen.
Kurzweilig und spannend.

Profitiert habe ich dann schließlich auch davon,
dass die Brüder und Schwestern aus vieler Länder Kirchen kamen.
Bayern ist schön. Aber so war's noch viel interessanter.

Vor allem die Kollegen und Kolleginnen aus dem Osten haben mich sehr bereichert.
Sie stellen die Fragen oft anders und bringen auch andere Erfahrungen ein.
Mir hat's geholfen, über unreflektierte Selbstverständlichkeiten in meiner Theologie
und in meiner Praxis und Wahrnehmung nachzudenken.

So hat mir Fortbildung großen Spaß gemacht.
Und ich komme gerne wieder zu einem Kurs in Pullach.

Allen hier Tätigen wünsche ich auch für die Zukunft Gottes Segen.

3. Perspektivwechsel und Horizonterweiterung

Grußwort von Pröpstin Dr. theol. Dr. phil. Katrin Gelder, Hamburg

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder!

In den letzten sieben Jahren bin ich dreimal zu einem Kursus in Pullach gewesen - und dass ich immer wieder gekommen bin, spricht ja für sich.

Zum erstenmal war ich im Januar 1994 hier im Haus zu einem Kurs für Pröpste und Pröpstinnen, Dekane, Superintendentinnen. Wir kamen, wie es hier so üblich ist aus den unterschiedlichsten Gliedkirchen der VELKD und darüber hinaus zusammen. Damit habe ich bereits den ersten wichtigen Akzent angesprochen: den Austausch über landeskirchliche Grenzen hinweg.

Als besonders anregend und hilfreich habe ich in Erinnerung, dass es immer wieder einen Perspektivwechsel gab zwischen Erfahrungsaustausch zum einen und theologischer Reflexion zum anderen. Es war gut, dass nicht alles mundgerecht angeboten wurde, sondern herausfordernd. Eine gute Herausforderung stellen zum Beispiel die Vorträge von Professoren der verschiedenen Teildisziplinen der Theologie dar. Hier wurden wir in den aktuellen Stand in der wissenschaftlichen Forschung eingeführt. Daran erinnere ich mich besonders gerne. Uns wurde damit ein Horizont eröffnet, den man sich in der Praxis des Alltags so nicht erschließen kann und der sich, da bin ich sicher, doch positiv auf den Alltag auswirkt.

Theologische Impulse - das ist für mich ein ganz wichtiges Stichwort für meine Erfahrungen in Pullach insgesamt. So erinnere ich mich noch besonders gerne an das Referat von Ihnen, Herr Prof. Weymann, über Kreuzestheologie in dem Kursus für Frauen in kirchenleitenden Positionen. Mancher Impuls aus diesem Referat begleitet mich bis heute. Zumal der Kursus im übrigen ganz anders verlief als ich erwartet hatte, da außer mir nur zwei Frauen teilnahmen, die kirchenleitend tätig sind - die übrigen waren noch auf dem Weg dorthin. Da war die Basis für den Erfahrungsaustausch nicht so breit.

Schließlich möchte ich noch kurz aus dem einwöchigen Zwischenkurs für Pröpstinnen und Dekane nach einigen Jahren der Amtszeit berichten. Es war unser Wunsch im Pröpstekurs zu Beginn unserer Amtszeit gewesen, den Erfahrungsaustausch und die für Pullach typische Reflexionsarbeit nach einigen Jahren für ein paar Tage fortsetzen zu dürfen. Als erstes ist positiv zu erwähnen, dass dieser Wunsch von seiten Pullachs gerne und erfolgreich aufgegriffen wurde. Dieser Zwischenkurs wurde inhaltlich besonders durch die Auseinandersetzung mit dem Evangelischen Münchenprogramm geprägt. Einer der Teilnehmer berichtete sehr begeistert davon. Es entwickelte sich eine fundierte und intensive, auch sehr kritische Auseinandersetzung mit diesem Programm. Nachhaltig in Erinnerung ist mir, dass uns deutlich wurde: Bei Beratung von außen ist besonders wichtig, dass die Ziele und Inhalte von unserer Seite aus gründlich theologisch reflektiert werden. Die

Beratungsfirma bringt das verständlicherweise nicht ein. Ein Beispiel ist mir noch lebhaft in Erinnerung: Wir hörten, dass bei der Untersuchung des Ev. Münchenprogramms der Grad der Verbundenheit von Kirchenmitgliedern mit der Kirche durch Fragebogen erhoben wurde. Dabei gab es die Rubrik: „Ich bin der Kirche sehr eng verbunden“ - sie war beschrieben mit der Aussage: „Ich glaube an Gott und kenne keine Zweifel.“ Daneben gab es auch die Aussage: „Ich glaube an Gott, habe aber auch viele Fragen im Glauben“ - wer dies ankreuzte, gehörte dann zu den Verbundenen mittleren Ausmaßes. Sie schmunzeln. So ging es uns auch. Müsste doch unter theologischem Gesichtspunkt - gerade auf der Basis der Theologie Martin Luthers - die „Eingruppierung“ etwas anders aussehen. Gerne und intensiv erinnere ich mich an die tief gehende Auseinandersetzung mit diesem Aspekt.

Sie sehen: Die Teilnahme an den Kursen in Pullach ist für mich in lebendiger Erinnerung und immer ein großer Gewinn gewesen. Er bestand gerade darin, dass nicht alles, worum es dort ging, unmittelbar auf die Praxis bezogen war. Gerade der Wechsel zwischen Erfahrungsaustausch zum einen und anspruchsvoller Reflexion und Horizonterweiterung zum anderen hat für mich den Wert dieser Kurse ausgemacht.

Dafür bin ich dankbar, und in diesem Sinne wünsche ich der Arbeit hier im Hause weiterhin gutes Gelingen und Gottes reichen Segen.

4. Vom Baum und den Früchten Zur theologischen Fortbildung der Pfarrerschaft

*Von Prof. Dr. Volker Weymann
Rektor des Theologischen Studienseminars*

I. Fortbildung - warum?

Seit einiger Zeit gilt in Kirchenleitungen und Landeskirchenämtern der Fortbildung der Pfarrerschaft besondere Aufmerksamkeit. So sind in manchen Kirchen neue Ordnungen und Richtlinien dazu entstanden und werden Maßnahmen zur Förderung der Fortbildung getroffen. Warum kommt der Fortbildung der Pfarrerschaft gegenwärtig besondere Bedeutung zu? Als knappe Auskunft auf diese Frage lässt sich nehmen, was Eckart von Vietinghoff, Präsident des Landeskirchenamtes in Hannover, jüngst geäußert hat: „Eine Institution wie die Kirche, die sich in einer Krise befindet, kann sich grundsätzlich nur gute Mitarbeiter erlauben.“¹

Sofern die Kirche sich gegenwärtig in einer Krise befindet, ist diese auch durch knappere Finanzen geprägt samt Stellenreduktionen und zugleich Erweiterung von Gemeindegebieten, mit harten Umstellungen, zugleich aber auch manch erstaunlicher Initiative und Suche nach Perspektiven in Ephorien und Kirchengemeinden. So gestatten Sie mir zu jener pointierten Bemerkung aus einem unserer Landeskirchenämter eine geschichtliche Analogie und Verfremdung aus dem Jahre 1807 im damaligen Preußen. Napoleons Sieg über Preußen bei

¹ Eckhart von Vietinghoff, Wege aus der Krise. Kritische Anmerkungen zum Berufsbild des Pfarrers in: Heike Schmoll (Hrsg.), Kirche ohne Zukunft? Evangelische Kirche - Wege aus der Krise (Ullstein TB 26702), 1999, 176.

Jena und Auerstädt ein Jahr zuvor hatte zur Folge: die Gebiete Preußens westlich der Elbe waren verloren, das Königspaar nach Ostpreußen geflohen, das Land militärisch, politisch und wirtschaftlich ruiniert. Auch die Universität Halle war dahin, von Napoleon aufgelöst. Von dort aber reiste eine Professoren-Delegation zum König nach Memel mit der Petition: man möge die Landesuniversität nach Berlin verlegen, vielmehr dort neu aufbauen. Die Herren sorgten sich um die junge Generation, um deren Zukunft, um das Bildungswesen, freilich zugleich um ihre Gehälter. Auf ihre Petition wäre als Antwort des Königs zu erwarten gewesen: „Herrschaften, wir haben jetzt andere Sorgen.“ Stattdessen entsprach der König überraschend der Petition zur Universitäts-Gründung in Berlin mit dem berühmten Wort: „Der Staat muss durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat.“² Zurück in die gegenwärtige Situation unserer Kirche. Auch wenn die äußeren Verhältnisse nicht gar so dramatisch sind wie 1807 in Preußen, gehen die „physischen Kräfte“, zumal die finanziellen zurück. Es ehrt unsere Kirchen, dass sie diese Realität ins Auge fassen, nicht weniger allerdings zugleich ein anderes Potenzial. So könnte analog zu dem königlichen Wort von 1807 aus Memel jene Bemerkung aus dem Landeskirchenamt Hannover die Pointe gewinnen: „Die Kirche wird durch geistige Kräfte ersetzen müssen, was sie an physischen zu verlieren droht.“ Zumal in der Notwendigkeit, die geistigen und geistlichen Kräfte in der Kirche, nicht zuletzt in der Pfarrerschaft zu fördern, mag begründet sein, dass Fortbildung neuerdings besondere Aufmerksamkeit gewinnt.

II. Fortbildung - wofür?

Zunächst sei in Betracht gezogen, welche inhaltlichen Akzente Zielbestimmungen kirchlicher Fortbildung zeigen. Es gibt Richtlinien, die sogleich auf die Förderung von Kenntnissen und Fähigkeiten der Pfarrerinnen und Pfarrer abzielen, wie etwa in der Ev.-Luth. Kirche in Bayern von 1998 (I.1.): „Fortbildung soll die in Studium, Ausbildung und Berufspraxis erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten ergänzen, erweitern und vertiefen. Sie soll der Praxis dienen und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zur Verdeutlichung ihres Berufsverständnisses wie ihres theologischen und geistlichen Selbstverständnisses helfen.“ Andere Richtlinien gehen vom Auftrag der Kirche wie des Pfarramts aus, folgen damit im Ansatz weniger einer Binnenorientierung und geben der theologischen Ausrichtung der Fortbildung einen deutlicheren Stellenwert. So beginnt das Kirchengesetz über die Fortbildung in der Nordelbischen Ev.-Luth. Kirche von 1985 mit dem Grundsatz (1.1): „Der Auftrag, das Evangelium von Jesus Christus mit Wort und Tat zu bezeugen, erfordert die sachgemäße und gegenwartsnahe Ausrichtung aller kirchlichen Dienste.“ Darauf folgt als Zweck der Fortbildung (2.1): „Die Fortbildung soll zur theologischen Vertiefung des kirchlichen Handelns anleiten, die berufliche Ausbildung und die in kirchlicher Arbeit erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten ergänzen und Hilfen zur Erfüllung des Dienstes geben ...“³ Wo verbunden mit dem Auftrag Situation und Kontext der Kirche in der Gesellschaft im Blick ist, wird die theologische und geistliche Ausrichtung der Fortbildung deutlich hervorgehoben. So heißt es in der Pfarrerfortbildungsordnung der Ev.-Luth. Kirche in Thüringen von 2000 (1.1): „Die Fortbildung soll dazu dienen, die bisher erworbene theologische Kompetenz, die für die

² René König, Vom Wesen der deutschen Universität, 1970, 58.

³ Ganz in dieser Richtung: Ordnung der Fortbildung der Pfarrer und Pastoren in der Evangelischen Kirche von Westfalen (von 1976): 1.

auftragungsgemäße und sachgerechte Führung des Pfarramts notwendig ist, zu vertiefen und zu festigen. Fortbildungsangebote sollen dazu ermutigen, sich auf die sich ständig wandelnde und differenzierter werdende Situation in Kirche und Gesellschaft einzulassen. Die persönliche Vergewisserung über den Auftrag der Kirche soll ... gefördert werden.“

Wieweit könnte in den Zielen der Fortbildung von Bayern über Nordelbien bis Thüringen der zunehmend stärker säkularisierte kulturelle und gesellschaftliche Kontext der Kirchen sich abzeichnen? Und könnte es daran liegen, dass dieser Kontext zunehmend dazu veranlasst, für die Zielbestimmung von Fortbildung nach dem Auftrag der Kirche zu fragen - und die Notwendigkeit theologischer wie geistlicher Ausrichtung der Fortbildung hervorzuheben? Dem entspräche, was Wolfgang Huber aus der Perspektive der Ev. Kirche in Berlin-Brandenburg, im Blick freilich auf alle Ev. Kirchen in Deutschland bemerkt: Die Krise der Kirche erweist sich als Mitglieder- und als Finanzkrise, als Mitarbeiter- und als Organisationskrise etc. Doch: „Die gegenwärtige Krise der Kirche ist im Kern eine (theologische und geistliche) Orientierungskrise.“⁴ Somit läge das grundlegende Ziel für die Fortbildung der Pfarrerschaft darin, in dieser Orientierungskrise Klarheit und Gewissheit zu gewinnen, theologisch und also geistlich urteils- und gesprächsfähig zu werden - somit Orientierung zu finden und zu geben.

Orientierung am Auftrag und Außenorientierung der Kirche erfordern und fördern sich gegenseitig. Beidem zugleich hat Fortbildung der Pfarrerschaft zu dienen - entgegen einer Tendenz zur Binnenoptimierung, womit man sich tendenziell auf den innerkirchlichen Betrieb konzentriert, einer Kirche von Kirchenleuten für Kirchenleute Vorschub leistet und Außenkontakte faktisch reduziert, entweder weil die Kräfte intern gebunden sind - oder aus einer inhaltlichen Defensivhaltung heraus. Die produktive Verschränkung von Auftrags- und Außenorientierung der Kirche wird für von Vietinghoff in dem erwähnten Beitrag zur Leitperspektive. Alle Bemühungen um zeitgerechte „Methoden und Strukturen für den zeitlosen Auftrag der Kirche“, pointiert er, „müssen dahin gehen, die Außenorientierung der kirchlichen Arbeit ... zu fördern...(.) damit in der Kirche einladender und überzeugender gearbeitet und mehr Menschen erreicht werden.“⁵ Doch bleibt sachgemäße, lebensdienliche, menschenfreundliche Außenorientierung der Kirche (wie von Vietinghoff bemerkt) daran gebunden, dass „Theologie, verstanden als Übersetzung des Evangeliums in das Leben unserer Zeit ..., energischer in das Zentrum der Arbeit ... in der ganzen Kirche gerückt wird ... (und) den Menschen Zeit und Lebensraum für die Frage nach Gott öffnet.“⁶

III. Praxisorientierte und personorientierte Fortbildung?

Die Aufgabe der Kirche lässt sich mit einer Wendung Ernst Langes aufs knappste als „Kommunikation des Evangeliums“ bezeichnen. Dem gemäß sind jedenfalls folgende zwei Dimensionen der Fortbildung erforderlich: Einmal geht es um Gelegenheiten zu überraschender Wahrnehmung und vertiefter Erkenntnis des Evangeliums; zum andern geht es um Bedingungen und Gestaltung seiner Kommunikation. So sehr diese beiden Dimensionen sich gegenseitig erfordern und deshalb notwendig immer wieder zusammentreffen, gibt es doch gute Gründe, im Blick auf Bedingungen und Gestaltung der Kommunikation des Evangeliums stärker handlungsorientiert anzusetzen und danach zu fragen: wie lässt sich was besser machen? Dabei geht es dann um die Förderung von Kenntnissen und Fähigkeiten in verschiedenen Arbeitsfeldern des Pfarramts bzw. der

⁴ Wolfgang Huber, Kirche in der Zeitenwende. Gesellschaftlicher Wandel und Erneuerung der Kirche, 1998, 13 f; vgl. 228-234.

⁵ Eckhart von Vietinghoff (Anm. 1), 170f.

⁶ A.a.O., 188.

Gemeinde: liturgisch und homiletisch im Blick auf Gottesdienst und Verkündigung, poimenisch und diakonisch im Blick auf Seelsorge und Diakonie, oikodomisch und kybernetisch im Blick auf Gemeindeaufbau und Leitungsaufgaben, pädagogisch im Blick auf Religions- wie Konfirmanden-Unterricht und Gemeindepädagogik. Nicht umsonst gehören diese vier Arbeitsfelder nach den Richtlinien in Württemberg (3.3) zur Pflichtfortbildung von Pfarrerinnen und Pfarrern innerhalb eines Zyklus von jeweils zehn Jahren.

Solch ein Bezug auf Tätigkeitsfelder des Pfarramts erweckt den Anschein, hier gehe es um praxisorientierte Fortbildung. Und das Postulat des Praxisbezugs der Fortbildung kann mit fast einhelliger Zustimmung rechnen. Nur bleibt schlicht die Frage, wo Theologie und ebenso wo die Praxis des Pfarramts praktisch wird. Wie einem etwa am Gottesdienst und an der Predigt aufgehen kann, findet pfarramtliche Tätigkeit ihre Praxis im Leben, das der Mensch zu bestehen hat, genauer darin, dass dem Menschen in seinem wirklichen Leben durch Gott wahres, verlässliches, ewiges Leben zugänglich und zuteil wird. Pfarramtliche Tätigkeit wird also darin praktisch, dass sie dem Praktischwerden des Evangeliums im menschlichen Leben dient. So bleibt der Spannungsbogen zwischen zwei Dimensionen von Praxis: als menschlicher Tätigkeit und als Lebensvollzug in der Praxis des Pfarramts unaufgebar. Deshalb ist die unabwiesbare Frage nach der Effizienz pfarramtlicher Tätigkeit nicht abzukoppeln von der Frage, wodurch darin die Wahrheit des Evangeliums effizient wird, also zur Wirkung kommt.

Die Differenzierung von Praxis als Tätigkeit und Lebensvollzug wird wie mit der Praxis des Pfarramts so mit kommunikativem Handeln überhaupt akut. Man stelle sich etwa die Frage, wo kommunikatives Handeln, also was dazu herausfordert und motiviert, ebenso was dadurch an Wirkung und Rückwirkung geschieht, praktisch wird. Wohl nicht einfach im Handeln selbst, vielmehr im Sein des Menschen: denn dies erweist sich als konkreter und resistenter als alles, was der Mensch in seinem Denken und Handeln hervorbringt. Konkreter geradezu wörtlich verstanden: denn darin, wie der Mensch mit sich und der Welt dran ist, treffen verschiedene Lebensdimensionen und Lebensäußerungen zusammen. Und resistenter als seine Hervorbringungen ist das Sein des Menschen zum einen deshalb, weil das Sein des Menschen in der Welt unablässig Denken und Handeln herausfordert, ohne aber darin aufgehen zu können; und zum andern deshalb, weil der Mensch in seinem Personsein mit verschiedenen Urteilsinstanzen, auch gegenläufigen Urteilen zu schaffen bekommt und so immer wieder in einen Streit verwickelt wird, der, so lange das Leben währt, nicht erledigt ist.⁷

Ebenso bleibt im Blick auf pfarramtliche Praxis zu fragen, was gegenüber dem gängigen Verständnis von Praxis als menschlicher Tätigkeit für kirchliches Handeln kennzeichnend ist. Müsste darin nicht zur Wirkung kommen, dass Kirche „creatura verbi“⁸ ist: durch das Wort des Evangeliums erschaffen, erhalten, erneuert wird und also davon lebt? So wird das Handeln der Kirche primär hellhöriger Umgang mit dem Wort sein müssen, da Glaube nicht von Fakten des Handelns lebt, vielmehr aus dem Hören kommt (Röm. 10,17), und Menschen angewiesen sind auf ermutigendes, befreiendes, gewissmachendes Wort. In hellhörigem Umgang mit dem Wort begegnet uns empfangendes Handeln, das freilich zugleich aktive Aufmerksamkeit erfordert. Denn, statt mit andern für das Wort des Evangeliums hellhörig zu

⁷ Vgl. Volker Weymann, Gegensatzerfahrungen. Zum Praxisbezug Praktischer Theologie in: ZThK 82 (1985), 457f.

⁸ Martin Luther: „Ecclesia enim est creatura Euangelii, ... ait ... Paulus: per Euangelium ego vos genui“ (*Die Kirche nämlich ist Schöpfung des Evangeliums; wie Paulus sagt: durch das Evangelium habe ich euch erschaffen*; so Luther in seinen Resolutionen über die Leipziger Disputation von 1519: WA 2; 430,6-8).

werden, kann man erfahrungsgemäß durchaus weghören oder bloß wiederholen, was sich von selbst versteht. Wenn der Gottesdienst darin seinen Grund und sein Kriterium hat, dass uns Menschen Gottes Dienst zuteil wird, kann gottesdienstliches Handeln der Kirche nichts anderes sein „als ein *Nehmen*, ... ein Empfangen göttlicher Wohltaten“. Deshalb bedarf, wie Jüngel sagt, kirchliches Handeln „einer *soteriologischen Unterscheidung* ..., insofern angesichts ... (der) Heilstat Gottes das menschliche Handeln grundlegend *empfangendes*, durch kreative *Passivität* charakterisiertes Handeln“⁹ ist. Somit kann kirchliches Handeln nur als empfangendes Handeln, das sich dem Horchen auf das Wort des Evangeliums und damit kreativer Passivität verdankt, dem Handeln Gottes uns Menschen zugute entsprechen. Deshalb wird, was in der Fortbildung pfarramtlicher Praxis dienen soll, bei aller Reflexion kirchlichen Handelns und wo nötig hier und da auch gezieltem Training von Fertigkeiten vor allem auf Förderung menschlicher und theologischer Wahrnehmungsfähigkeit angewiesen bleiben.

Schließlich kann für die Frage danach, worin die Praxis des Pfarramts praktisch wird, und somit für die Frage nach praxisorientierter Fortbildung Luthers prägnante Wendung zu denken geben: „Sola autem experientia facit theologum“ (Aber allein die Erfahrung macht den Theologen). Der Zusammenhang, in dem Luther dies bei Tisch geäußert hat, lässt ersehen: mit Erfahrung ist hier nicht Berufserfahrung im engen Sinn gemeint, worin die einen den andern einiges voraushaben, um je nach dem daran teilzugeben oder damit eigene Überlegenheit zu demonstrieren.¹⁰ Vielmehr wird hier mit Erfahrung, ohne die es theologische Existenz nicht gibt, jede, jeder an das eigene Leben verwiesen, worin allein erfahrbar wird, was Glauben heißt. Luther meint also nicht angelernte Erfahrung oder Übernahme von Erfahrungsergebnissen, vielmehr „selber Erfahrung machen und erleiden, dem Examen des eigenen Lebens ausgesetzt sein, das mache einen zum Theologen“¹¹. Dies zielt also auf das Personsein des Menschen und ist doch keineswegs subjektivistisch zu verstehen. Freilich stellt sich bei Luther biographische Sprache ein, wo er davon spricht, wie er das Verhältnis von Schrift und Erfahrung erfahren hat. Doch ist für ihn „das Biographische gerade das notwendige Stilmittel ..., den Subjektivismus zu überwinden. Im Biographischen erzählt Luther nämlich nicht, was er, das Subjekt, alles objektiv geleistet hat, sondern er erzählt, was das Wort (nämlich Gottes, gerade nicht sein eigenes) an ihm objektiv gewirkt hat ...“¹². So sprach Luther in seiner Auslegung des 118. Psalms, im „Feinen Confitemini“ davon: „Es ist mein Psalm, den ich lieb habe ... Denn er sich auch redlich umb mich gar offt verdienet und mir aus grossen noten geholfen hat ...“¹³. In der Erfahrung, die allein einen zum Theologen macht, trifft nach Luther Erfahrung von Anfechtung mit Erfahrung befreiender Gewissheit zusammen. So ist, wie Luther sagt, Anfechtung, die notwendig zu christlicher und darum theologischer Existenz gehört, „der Prüfstein, die lehrt dich nicht allein wissen und verstehen, sondern auch erfahren, wie recht, wie wahrhaftig, wie süß, wie lieblich, wie

⁹ Eberhard Jüngel, Die Kirche als Sakrament? in: ZThK 80 (1983), 445.

¹⁰ „Juristae possunt suos discipulos humiliare, quando volunt superbire de eruditione, quia habent forum et practicam, nos autem, quia non habemus practicam, non possumus nostros discipulos humiliare. Sola experientia facit theologum.“ (*Juristen können sich über ihre Schüler erheben, wenn sie sich dank ihrer Gelehrsamkeit als überlegen erweisen wollen, weil sie eine öffentliche Gerichtsstätte und Berufsroutine haben. Wir aber können, da wir keine Berufsroutine haben, uns nicht über unsere Schüler erheben. Denn allein die Erfahrung macht einen zum Theologen.* WATR 1; 16,10-13).

¹¹ Gerhard Ebeling, Die Klage über das Erfahrungsdefizit in der Theologie als Frage nach ihrer Sache in: Ders., Wort und Glaube Bd. 3, 1975, 15.

¹² Walter Mostert, Scriptura sui ipsius interpres. Bemerkungen zum Verständnis der Heiligen Schrift durch Luther in: Lutherjahrbuch 46 (1979), 94 Anm. 73.

¹³ Martin Luther: WA 31/1, 66f.

mächtig, wie tröstlich Gottes Wort sei“¹⁴. Mit „sola ... experientia facit theologum“ kommt also gegenläufige Erfahrung wider Erfahrung zum Zug, worin angesichts von Anfechtung das Evangelium zur Wirkung kommt. - Von daher wäre es sachgemäß, wenn in der Fortbildung die praxisorientierte und die personorientierte Dimension zusammentreffen.

So sehr also personbezogene und sachbezogene theologische Fortbildung einander notwendig durchdringen (wie sollte es theologisch nicht immer wieder zu existentiellen Verstehens- und Wahrnehmungsprozessen kommen?), ist stärker personbezogene und stärker handlungsbezogene Fortbildung zu unterscheiden. Dass heutzutage methodisch-didaktische Fragen angesichts pädagogischer Aufgaben, Fragen zwischenmenschlicher Kommunikation in der Seelsorge und der Gesprächsführung, in Gemeindegarbeit und Gremien, Fragen der Gestaltung in Liturgie und Gottesdienst, Fragen der Personalführung und Konfliktbearbeitung, der Organisationsentwicklung, der Dienstaufsicht, der Kooperation und des Management in leitender Verantwortung und insgesamt Fragen kollegialer Beratung besondere Beachtung verlangen, ist klar. Für solche und weitere Erfordernisse ist handlungsbezogene Fortbildung notwendig. So sehr es darauf ankommt, hier Handlungskonzepte zu entwickeln und Handlungsschritte realitätsnah zu erproben und einzuüben, ist damit doch zugleich ein realistischer und humorvoller Umgang angezeigt, um das, was wir uns von bestimmten Handlungskompetenzen versprechen, nicht soteriologisch zu überfrachten. Dabei mögen einem ernst gemeinte und zugleich augenzwinkernde Bemerkungen eines Juristen helfen. Von Vietinghoff schreibt: Allerdings ist „Phantasie und Einsatz geboten, um die Glaubwürdigkeitsschere zwischen sichtbarer Kirche und ihrem Auftrag nicht zu weit auseinander klaffen zu lassen. Aber eines muss klar sein: Kein Organisations- und Strukturaktivismus kann Glauben wecken. Dies zu betonen besteht guter Grund, weil die geringeren Finanzen, der jedenfalls äußere Relevanzverlust der Kirche, ihre Mitgliederentwicklung und manches mehr immer wieder zu einer Überschätzung von Organisations- und Strukturfragen verleiten. Aus manchem Theologenmund und mancher Theologenfeder ... ist ein so gläubiges Vertrauen in die lebensgestaltende und lebensverändernde Kraft von Rechtsnormen, Strukturen und Organisationsformen zu entnehmen, dass der Jurist nur staunen kann... Gelegentlich schimmert eine rein diesseitige Werkgerechtigkeit im Institutionellen auf.“¹⁵

Versprechen wir uns von handlungsorientierter Fortbildung das Entscheidende für die Kommunikation des Evangeliums und für den Weg der Kirche, so müssen wir uns einen Einspruch gefallen lassen, der solchen Intentionen wie Erwartungen zuwiderläuft, uns zugute. Dieser Einspruch begegnet uns etwa in jenem Bildwort aus Mt 12,33: „Nehmt an, ein Baum ist gut, so wird auch seine Frucht gut sein; oder nehmt an, ein Baum ist faul, so wird auch seine Frucht faul sein.“ Dieses Bildwort bringt den Zusammenhang von Baum und Frucht in den Blick und leistet damit primärer Handlungsorientierung Widerstand. So wird ein verbreiteter Trugschluss von Schrift- und anderen Gelehrten befragbar, die den Menschen über seine Fertigkeiten und Handlungskompetenzen besser, wenn nicht gar gut zu machen beanspruchen. Dieser Einspruch ergibt sich mit dem Grundzug und der wirksamen Wahrheit des Evangeliums: dadurch werde ich so angesprochen, dass die Unterscheidung zwischen mir als Person und meinen Werken wahrnehmbar und wirksam wird. Gott wird uns darin gerecht und bringt uns dadurch zurecht, dass er entgegen der Verzerrung unseres Menschseins durch Selbst- wie Fremd-Identifikation mit unsern Taten uns von unsern Werken unterscheidet. Uns

¹⁴ Martin Luther, Vorrede zum ersten Band der Wittenberger Ausgabe der deutschen Schriften (1539) in: hg. v. K. Bornkamm und G. Ebeling, Martin Luther, Ausgewählte Schriften 1. Band, 1982, 9.

¹⁵ Eckart von Vietinghoff (Anm.1), 159f.

darauf zu verlassen macht die Person zur Person, wie Luther prägnant bemerkt: „fides facit personam“¹⁶.

Die Unterscheidung von Person und Werk ist elementar menschlich notwendig: Zum einen hält diese Unterscheidung den Raum und Vorgang verantwortlichen Lebens offen. Denn damit ist Raum gewährt, in dem ich ansprechbar bin auf das, was von mir ausgeht, und wofür ich zur Verantwortung gefordert bin. Und zugleich wird dadurch der Prozess offengehalten, worin sich entscheidet, woher das letztgültige Urteil über mich ergeht, und von welcher Urteilsinstanz her ich mein Leben verstehen und gestalten kann, der zu antworten mich zu einem verantwortlichen Wesen macht. - Weiter entwirrt diese Unterscheidung das oft verworrene Verhältnis von Person und Werk. Geht dem Menschen auf, dass er bedingungslos anerkannt ist, so wird er frei davon, durch das, was er wirkt, sein Lebensrecht beweisen zu müssen. Damit werden die Werke vom Druck der Person und wird die Person vom Druck der Werke entlastet. So entschieden wie notwendig des Menschen Einsatz sein mag, bleibt er darin doch vom Erfolgswang wie vom Zwang, nicht scheitern zu dürfen, befreit. - Und schließlich gewinnt diese Unterscheidung grundlegend ethische Relevanz. Denn dadurch gewinnt die ethische Grundfrage Klarheit, wodurch es zum Tun des Guten kommt. Wieweit können wir Gutes wirken, wenn dies uns als Tätern zugute kommen soll statt der Situation, durch die es herausgefordert ist, und den Menschen, die darauf angewiesen sind? Nur dadurch, dass die Werke davon entlastet werden, von uns derart verdreht und verkehrt gebraucht, missbraucht zu werden, kann es zum Tun des Guten kommen, andern zugute.

Personorientierte Fortbildung in der Kirche ereignet sich zumal in Begegnung mit dem Evangelium - in dreierlei Gestalt: als Begegnung mit Gott in der Anbetung; in Begegnung mit der Heiligen Schrift und überraschenden Wahrnehmungen, die einem dadurch eröffnet werden; und „per mutuum colloquium et consolationem fratrum“¹⁷, also durch gegenseitige Herausforderung und gegenseitigen Trost unter Schwestern und Brüdern. Wie sollte solch personorientierte Fortbildung, die der Substanz gilt und nur in diesem Zusammenhang den Fähigkeiten und möglichen Wirkungen, sich nicht oft genug als notwendige und befreiende Disposition für handlungsorientierte Fortbildung erweisen? - Im Blick auf solche person- und sachorientierte und daher im strikten Sinn praxisorientierte Fortbildung bedarf auch scheinbar Fragloses der Rechenschaft und Klärung. Deshalb:

IV. Wozu theologische Fortbildung von Pfarrerinnen und Pfarrern?

Zu dieser Leitfrage ergeben sich hier sieben Andeutungen¹⁸, die freilich einer gelegentlich anzutreffenden Sicht: Theologen sind wir doch, was fehlt uns noch? zuwiderlaufen.

1. Zur Auslegung der Bibel

Notwendig bleibt bei biblischen Texten, nicht nur ihrer historischen, vielmehr (gegenüber gängigen Plausibilitäten) ihrer sachlichen Fremdheit gewahr zu werden. Denn dadurch bahnt sich im Studium eines Textes die Kehre an, dass seine Botschaft menschliche Lebenswirklichkeit neu wahrnehmen lässt, - mit der Erfahrung, dass das Auslegen des Textes zum Ausgelegt werden durch den Text wird. Dadurch geht einem zugleich auf, worin die Autorität der Heiligen Schrift besteht: Nicht in ihrem Verständnis als Vorschrift für unser Denken,

¹⁶ WA 39/1; 283,1. „Der Glaube macht die Person“.

¹⁷ Martin Luther, *Articuli Smalcaldici* (1537) in: BSLK, 449, 12f. „... durch wechselseitige Unterhaltung und Tröstung der Brüder.“

¹⁸ Vgl. Volker Weymann, *Wozu brauchen wir Theologie? - aus der Sicht der Fortbildung von Pfarrerinnen und Pfarrern* in: *Texte aus der VELKD* 80, 1998 (von der XI. Konsultation „Kirchenleitung und wissenschaftliche Theologie“ im September 1997), 75-78.

Verhalten, Glauben (solchem Verständnis der Heiligen Schrift als Vorschrift begegnen viele Zeitgenossen zurecht mit Vorbehalten oder Abwehr); noch gewinnt die Heilige Schrift Autorität durch Scheinplausibilität in Anverwandlung an unsere Wünsche und Bedürfnisse - noch in ihrer ideologischen Instrumentalisierung als Legitimation noch so guter Absichten. Vielmehr lässt sich die Autorität der Schrift entdecken als Urheberchaft und Quelle wahren, verlässlichen, ewigen Lebens.

2. Zur Wahrnehmung dessen, was trägt

Die Rechenschaft über die Wahrheit des christlichen Glaubens wird zum notwendig kritisch-selbstkritischen Vollzug theologischer Verantwortung. Denn hier muss sich zeigen, was von Illusion, Täuschung und Trug befreit und zugleich, was entgegen Versuchen, den Boden, der trägt, sich selbst unter die Füße zu legen, sich letztlich als tragend erweist. Glauben nicht wie verbreitet als Fürwahrhalten, sondern (vom hebr. „häämin“ her) als Lebensbewegung verstanden hat elementar menschliche Bedeutung: dass ein Mensch sich auf einen Grund außerhalb seiner selbst verlässt, auf dessen Tragfähigkeit einlässt. So kommt es darauf an, wahrnehmungs- und sprachfähig zu werden für die Beziehung, die durch alles hindurch trägt: die, wird sie auch vom Menschen durch mancherlei ersetzt oder zerstört, von Gott in Jesus Christus dem Menschen zugute um jeden Preis und deshalb im Zeichen des Kreuzes durchgehalten wird. - Die theologische Aufgabe von Pfarrerinnen und Pfarrern besteht insbesondere darin, tragende Erfahrung freizulegen und das Tragfähige so zur Sprache zu bringen, dass sich darauf bauen lässt.

3. Zum Dialog mit Zeitgenossen

Im Dialog mit Zeitgenossen sind gegenwärtig u.a. die beiden folgenden Trends anzutreffen: Religiosität als Sache eigener Wahl nach dem Motto „was für mich stimmt, bestimme ich“ - und Gottesvergessenheit (hier freilich mit der offenen Frage, ob nicht viele Menschen vergessen haben, dass sie Gott vergessen haben).

Weil christlicher Glaube von seinem Grund und Gegenstand bestimmt ist und lebt, ist er wahrheitsfähig und mit Argumenten zu verantworten. Deshalb ist Dialog aus und über den Glauben mit religiösen Tendenzen unserer Zeit nicht möglich über Anpassungsstrategien und Kompromisse. Diese schielen mehr auf Effekt, als dass sie die Wahrheit evident und wirksam werden lassen. Vielmehr ist für solchen Dialog die Doppelbewegung von „Anknüpfung und Widerspruch“ (Bultmann) sachgemäß und notwendig. Dies ließe sich etwa am Dialog mit Reinkarnationsvorstellungen zeigen.

Im Blick auf den Dialog mit konfessions- und religionslosen Menschen ist eher von Gottesvergessenheit zu sprechen als von Atheismus. Denn hier ist seltener Auseinandersetzung mit einem bestimmten Gottesverständnis anzutreffen als die Haltung „kein Bedarf daran“. Damit stellt sich die Aufgabe und Chance, christlichen Glauben in seiner elementar menschlichen Bedeutung wahrzunehmen und also ins Gespräch zu bringen, was der Glaube im Leben taugt. Dies ließe sich etwa an der Parole zeigen, es gelte, an das Gute im Menschen zu glauben, und an der Frage, worin die Menschlichkeit des Menschen tragfähigen Grund und Quelle ihrer Erneuerung findet.

4. Zum Gottesdienst

Entgegen der resignativen Tendenz: je weniger Menschen zum Gottesdienst kommen, desto weniger lohne es, sich hier einzusetzen, braucht und gewährt der Gottesdienst theologische

und deshalb menschen-freundliche Aufmerksamkeit. Trotz seines bisweilen fragwürdigen Zustands ist der Gottesdienst nach wie vor die deutlichste Ausprägung des Lebens der christlichen Gemeinde. Dabei kann die schlichte Frage: Was fehlte uns, wenn der Gottesdienst fehlte? zu elementaren Wahrnehmungen verhelfen.

Der Gottesdienst hält durch seine wesentliche Öffentlichkeit Gottes Einladung an alle Menschen offen. Er unterbricht im Beten, Singen, Hören und in der Feier von Taufe und Abendmahl unsere Leistungsexistenz: hier werden Menschen durch das Evangelium als von Gott unwiderruflich anerkannte Personen angesprochen. Damit wird die Person vom Druck der Werke und werden die Werke vom Druck der Person entlastet. - In der Selbstmitteilung Jesu Christi wird das Gegenüber von Kirche und Jesus Christus als kritischem und befreiendem Grundgeschehen von Kirche offengehalten. - In seinem sozietären Charakter stellt der Gottesdienst alle Menschen gleich vor Gott, ja lässt die Würde des Menschen als in der Hingabe Jesu Christi für uns alle begründet wahrnehmen. - Als Dialog zwischen Gott und Mensch, zwischen Evangelium und Alltag, als Zeit des Innehaltens inmitten der Zeit gewährt der Gottesdienst Abstand und überraschende Wahrnehmungen, die das Leben neu ansehen und (wer weiß?) neu in Angriff nehmen lassen.

Gegenüber gängigen Spielen, die auf der Bühne des Lebens inszeniert werden: wie Schwarzer-Peter- oder Gerne-Groß-Spielen, aber auch mit Produktion und Konsum, mit Sieg über Schwächere verbundenen Spielen, die Lebenssteigerung versprechen, - erweist sich der Gottesdienst als überraschender Spielraum und als befreiendes Gegenspiel. Notwendig ist der Gottesdienst um der Freiheit willen, die all unserer Unfreiheit an die Wurzel geht. Das von Gott gewährte wahre Leben wird uns auf unserm Lebensweg, der auf den Tod hinausläuft, zuteil als Weg des Lebens, das durch den Tod ins Leben führt. Dies wahre Leben ist primär feiernd wahrzunehmen. Deshalb bleibt der Gottesdienst eine unverzichtbare Gabe, die aller Mühe wert ist.

5. Zur Präsenz in der weiteren Öffentlichkeit

Theologie als denkende Verantwortung des Glaubens sucht (auch über Zeit und Raum des Gottesdienstes hinaus) Öffentlichkeit, denn sie hat ein öffentliches Thema, das alle und alles betrifft: Gottes Wirken in unserer Wirklichkeit und dessen Auswirkungen in unserm Wahrnehmen und Gestalten von Wirklichkeit. Die Verantwortung des Glaubens in weiterer Öffentlichkeit wird für Pfarrerinnen und Pfarrer vielfältig akut, sie beginnt schon bei Kasualien, im Religionsunterricht, mit Beiträgen in der Lokalpresse etc. Dafür ist die dem christlichen Glauben gemäße Argumentationsfähigkeit auszubilden. Dadurch werden Glaubende und Nichtglaubende in die Lage versetzt, die vertretene Wahrheit in ihrer Wirklichkeit zu entdecken, jedenfalls zu erahnen. Um dies nur in einer Hinsicht anzudeuten: Was macht es in der „Tribunalisierung der modernen Lebenswirklichkeit“ (Odo Marquard) aus, auf Grund der Unterscheidung von Person und Werk nicht in den öffentlichen Prozessen des Anprangerns und Entschuldigens mitzuspielen, vielmehr der Person des anderen einen Vorsprung zu gewähren gegenüber seiner Leistung wie seinem Versagen, gegenüber unserer Erwartung wie Enttäuschung?

In der weiteren Öffentlichkeit machen der Kirche und Christen zweierlei Versuchungen zu schaffen: entweder ihre Differenz durch Anpassung zu leugnen oder ihre Präsenz durch Rückzug und Verweigerung zu dementieren. Deshalb bleibt es grundlegend, einen Sinn dafür zu entwickeln: Christliche Präsenz und Differenz wird nur in der jeweiligen sozialen und

kulturellen Lebenswelt gelebt - und ist doch nicht aus dieser Welt zu gewinnen, wenngleich nur in Zuwendung zu dieser Welt.

6. Zur Identität der Pfarrerin, des Pfarrers

Die berufliche Identität der Pfarrerin, des Pfarrers ist weniger klar als früher. Zwischen Amt und Person, zwischen Aufgaben in der Gemeinde und dem Leben in den nächsten sozialen Beziehungen, zwischen theologischer Orientierung und der Situation der Kirche, zwischen Kirche und weiterer Öffentlichkeit etc. kommt es nicht selten zu konfliktgeladener Suche nach beruflicher, nicht selten auch nach persönlicher Identität. Doch was gegenüber der Unmittelbarkeit des Erlebens und dem Verwickeltsein in Widersprüche Distanz und Freiheit gewährt und ein neues Verhältnis mir selbst gegenüber eröffnet, ist eine Frage geistlicher Wahrnehmung und Existenz: also des Lebens in der Welt vor Gott. So sehr dies Zeit und Gestaltung braucht - etwa im Horchen auf die Botschaft der Bibel und im Beten, erweist sich als Grundzug geistlichen Lebens: Differenz und Zusammentreffen zwischen eigener Lebenserfahrung und dem Widerfahrnis des Lebens, das von Jesus Christus ausgeht. Als prägnante Wahrnehmungshilfe für solche Differenzerfahrung, vielmehr Erfahrung mit der Erfahrung bietet sich an, was Paulus zur Existenz als Apostel wie zu christlicher Existenz schreibt (2.Kor 6,9f): „Als die Unbekannten und doch bekannt; als die Sterbenden, und siehe wir leben; ... als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen.“

Andern Menschen und sich selbst die Möglichkeit zu gewähren, für solche Differenzerfahrung wahrnehmungsfähig zu werden, führt in der Vielfalt der Konkretionen dazu, dass das Evangelium in seiner befreienden Lebensrelevanz aufleuchtet. Dem aufmerksam, hellhörig, urteils- und gesprächsfähig auf der Spur zu bleiben, kann von krampfhafter Identitätssuche entlasten und dem Beruf der Pfarrerin, des Pfarrers grundlegende Identität geben. Dabei bleibt überraschend, wie viele Menschen im Blick auf solche Differenzerfahrung einen Sinn dafür haben: „Wer unterscheidet, hat mehr vom Leben“¹⁹.

7. Entgegen einer Selbstmarginalisierung der Kirche

Durch wohlmeinende Anpassungsstrategien und mit gedanklicher Beliebigkeit wie eigener Unbesonnenheit leistet die Kirche ihrer Marginalisierung Vorschub. Ihre Chance ist demgegenüber, dass nicht wenige Menschen, gerade auch solche mit kritischer Distanz zur Kirche, einen Sinn dafür haben, wieweit sie als Menschen ernstgenommen werden, weil die Sache ernstgenommen wird, um die es geht, - kurz gesagt: ob der Glaube im Leben taugt. Im Blick auf die Menschen und das hellhörige und weiterführende Gespräch mit ihnen wie im Blick auf die Sache, das Evangelium, das im Gespräch mit der Bibel als verdichteter Lebenserfahrung zu entdecken ist, bleiben Theologinnen und Theologen gefragt. Deshalb: „Die Kirche wird so lebendig sein, wie in ihr Theologie aus Leidenschaft betrieben wird und geistliche Gemeinschaft Gestalt gewinnt.“²⁰

Die Gefahr einer Selbstmarginalisierung kann freilich auch in anderer Variante akut werden: mit dem Wunsch und Bemühen, die Kirche für die Menschen wieder attraktiver zu machen. Denn dieser Wunsch birgt die Gefahr in sich, dass die Kirche sich erneut mit sich selbst

¹⁹ Eberhard Jüngel, Gott - als Wort unserer Sprache in: Ders., Unterwegs zur Sache. Theologische Bemerkungen, 1972, 101.

²⁰ Wolfgang Huber, Kirche - wohin? Eine Problemanzeige in zwanzig Thesen in: Glaube und Lernen 10 (1995), 103.

beschäftigt, wenn auch im Blick auf die Menschen, aber im Interesse eigener Attraktivität und Relevanz für sie. Geblendet von diesem Wunsch könnte die Kirche sich den Blick verstellen für die grundlegende Chance, die in der Unterscheidung liegt zwischen ihr selbst und Jesus Christus als kirchenkritischem Grundgeschehen von Kirche²¹. Deshalb bleibt die Lebensrelevanz des Evangeliums zu entdecken, womit die Frage nach der Relevanz der Kirche ganz sachgemäß zweitrangig, weil offengehalten wird zu ihrem Grund und der Quelle ihres Lebens hin.

V. Fortbildungspflicht?

Weil Pfarrerinnen oder Pfarrer anscheinend recht unterschiedlich fortbildungsfreudig sind, ist in neueren Richtlinien das Bemühen unverkennbar, Fortbildung möglichst verbindlich zu machen. Gleichwohl wird die Vernachlässigung der Fortbildungspflicht, soweit ich sehe, nirgends mit Sanktionen bedacht. Und dies wohl aus gutem Grund. Denn für ertragreiche Fortbildung ist beides erforderlich: deutliche Verpflichtung mit entsprechender Freistellung - und eigenes Interesse, Motivation, jedenfalls Einsicht in die Notwendigkeit. - Besonderes Gewicht kommt mit Recht in den Richtlinien, weil auch in der konkreten Verständigung der Frage zu, durch wen Beratung, Verpflichtung, Ermutigung zur Fortbildung am ehesten personen-, sach- und situationskundig und somit am überzeugendsten und wirksamsten erfolgen kann. Diese Aufgabe liegt nach den Bestimmungen mit Grund primär auf ephoraler Ebene, also bei den Superintendentinnen und Superintendenten. Dies ist zugleich eine wichtige Dimension einer „*visitatio continua*“ der Gemeinden wie der Pastorinnen, Pastoren und fernerhin etwa der sog. Personalentwicklungsgespräche. Dazu braucht es allerdings Fähigkeit und Bereitschaft, einander offen und kritisch, aufmerksam, wo angezeigt mit Zumutungen und deshalb zugleich Ermutigung zu begleiten.

Nicht zuletzt wird zu wirksamer Förderung der Fortbildung deren Gestaltung gehören - eine Gestaltung, die hoffentlich sachlich interessant wie ertragreich wird, vom Stil her Suchprozesse fördert und Spannungsbögen offen hält und dabei sich methodisch-didaktisch als hilfreich erweist. Dabei gehört zu wirksamer Fortbildung ebenso deren Evaluation. Für die Evaluation wie auch als persönliche Rechenschaft können Berichte der Beteiligten und Rücksprache mit den Verantwortlichen ein wichtiges Element sein.

Lassen Sie mich mit zwei kurzen Bemerkungen schließen:

Einmal ist es wichtig und sachgemäß, neben der formellen Fortbildung (etwa in Pfarrkonventen, in Pastorkollegs, im Kontaktstudium, im Theologischen Studienseminar unserer Kirchen hier in Pullach) auch die informelle Fortbildung im Blick zu haben, wie diese mit der Herausforderung zu theologischer Besinnung in den Aufgaben des Pfarramts und hoffentlich durch manche Außenkontakte gegeben ist. Denn Selbststudium wie kollegiale Herausforderung und Ermutigung unter Schwestern und Brüdern bleibt unverzichtbar, um theologisch und geistlich Orientierung zu finden, zu geben.

Und als Variation zu jenem beachtlichen königlichen Votum, das ich zu Anfang erwähnte, wird für den Weg der Kirche sowie in und trotz all unseren Bemühungen um Förderung der Fortbildung ermutigend bleiben: „Der Kirche wird durch die Kraft des Geistes ersetzt werden, was sie an physischen Kräften zu verlieren droht.“

²¹ Vgl. Gerhard Ebeling, Das Grund-Geschehen von Kirche in: Ders., Wort und Glaube Bd. 3, 1975, 463ff.

II.

Das Seminar und seine Geschichte

II. Das Seminar und seine Geschichte

1. „Eine der wichtigsten irdischen Aufgaben der Kirche...“ Vierzig Jahre Theologische Aus - und Fortbildung in Pullach

von Dr. Heiko Franke
Studienleiter im Theologischen Studienseminar

1. Abschnitt: Ein Seminar entsteht

Die Bischöfe waren anfangs nicht amüsiert. Damit hatten die Meisten nicht gerechnet, dass die Grundsteinlegung für das gemeinsame Predigerseminar eine solche Irrfahrt mit sich bringen würde. Statt in diesem aufstrebenden Münchener Vorort in einer ansprechenden Straße vorzufahren, galt es, sich zu einem eher holperigen Feldweg durchzuschlagen, der es noch nicht einmal zu einem Straßenschild gebracht hatte, der Bischof-Meiser-Weg in Pullach bei München.

Die Umstände verhinderten freilich nicht das Zustandekommen einer beachtlichen und vielbeachteten Versammlung.

Viele derer, die sich auf freiem Feld um das Rednerpult scharten um den Worten des Leitenden Bischofs Lilje zu lauschen, erinnerten sich dabei wohl der Bemühungen, Auseinandersetzungen und Planungen der letzten Jahre nur zu genau: die visionären Reden auf General- und die bedenklichen Einwände auf Landessynoden, die Beschwörungen, sich einer Konsolidierung der noch jungen VELKD nicht zu verschließen, die Lobbyarbeit und Pendeldiplomatie zwischen München, Hannover, Hamburg und Kiel. Das Tauziehen schließlich um den Standort wie um die Auswahl des Architekten und die anstrengenden Verhandlungen um die finanzielle Ausstattung und die inneren Strukturen des Hauses, die an diesem 14. Mai 1959 noch keineswegs zu einem Abschluss gekommen waren.

Dennoch war aus vagen Ideen nun ein sehr handfestes Projekt geworden, und unter dem Siegel der Verschwiegenheit hatte die Bischofskonferenz einen Tag vor der Grundsteinlegung bereits den Dekan Dr. Breit aus Kempten im Allgäu nach Tutzing geladen um zu prüfen, ob jener wohl geeignet wäre, dem Seminar als erster Rektor vorzustehen.

„Wir erwarten von diesem Prediger - und Studienseminar eine Förderung der wissenschaftlichen und praktischen Ausbildung der Diener am Werk Gottes und eine Stärkung der Gemeinschaft unter allen lutherischen Kirchen.“ So steht es in der Urkunde, die zusammen mit einer Kopie der Baupläne des Architekten Prof. Ludwig, etlicher Tageszeitungen, einem Amtsblatt und einem Satz der in Umlauf befindlichen Münzen unter Hinzufügung zweier Münzen aus der DDR in einer Kasette eingemauert wurde. Groß waren die Erwartungen - nicht nur bei den vollzählig anwesenden, aus Ost und West angereisten Bischöfen der Gliedkirchen. Groß waren auch die Erwartungen der lokalen Repräsentanten, die nun bald - nahezu in Blickweite der Philosophischen Hochschule der Jesuiten - eine weitere wichtige kirchliche Institution in ihren Grenzen wissen durften. Ein erwartungsvoller und freudiger Tag, dieser Donnerstag vor Pfingsten 1959. Und so versäumte es der

„Münchner Merkur“ auch nicht zu erwähnen, dass just in dem Moment, als der Posaunenchor „Lobet den Herrn“ anstimmte, die Sonne durch die grauen Wolken brach.

Bis zur Einweihung des Hauses vergingen noch reichlich neunzehn Monate. Der Bauboom am Ende der 50er Jahre brachte manche Engpässe bei Mitarbeitern und Material mit sich, und doch fand am 5.2.1960 das Richtfest statt. Für ein feierliches Essen beim Pullacher Rabenwirt standen pro Person zehn Mark zur Verfügung. Dafür gab es ein dreigängiges Menü, drei Maß Bier und zwei Schachteln Zigaretten.

Im November 1960 hatte sich der Bischof-Meiser-Weg in die Bischof-Meiser-Straße verwandelt und längst ein Straßenschild erhalten, und die Pullacher hatten schon begonnen, sich an dieses so norddeutsch anmutende Gebäude zu gewöhnen, gegen dessen Ausführung in Klinker sogar das Landratsamt Einspruch erhoben hatte.

In der aus damaliger Sicht reichlich bemessenen Garage stand schon ein VW-Bus als Willkommensgeschenk der bayerischen Kirche. Und in der nur scheinbar reichlich bemessenen Bibliothek kam sich der aus dem geschlossenen Predigerseminar München stammende Grundstock - bibliographisch kaum erschlossen - noch etwas verlassen vor. Dr. Breit war seit Januar 1960 offiziell Rektor und mit der Vorbereitung des ersten Kurses befasst. Als er vorschlug, eine eigene Amtsleitung für den Rektor zu installieren sowie an die Rektorswohnung einen Balkon zu anzubauen, lehnte der Bauausschuss dies ab - vorerst. Und als das Rathaus Pullach vorschlug, das Dach des Seminars mit einer Sirene zu bestücken, stieß es auf schroffe Ablehnung durch das Landeskirchenamt in München.

Noch war die Nummerierung der Zimmer ebenso unklar wie die Ausstattung der Kapelle unvollendet, als sich am Allerheiligentag 1960 eine große Gemeinde zur Eröffnung des Hauses versammelte. Unter die Bischöfe und Honoratioren mischten sich bereits der erste Studienleiter Dr. Wendebourg und die Kandidaten des ersten Kurses - sämtlich aus Westdeutschland, denn keinesfalls werde man, so ließ die Regierung der DDR verlauten, „seine Bürger dem Dienst in Pullach in den Rachen werfen“. Doch es gab noch Zimmer im Haus für Vikare aus Mecklenburg, Thüringen und Sachsen - freigehalten auf Hoffnung. Die ostdeutschen Landeskirchen hatten das Projekt wärmstens unterstützt - nutzen konnten sie das Haus auf lange Zeit nur sehr selten.

Von den Reden und Grußworten dieses Tages ist nicht alles erhalten geblieben. Deshalb wissen wir nicht sicher, ob man sich auch an Bischof Hans Meiser erinnert hat. Denkbar ist es, schon allein angesichts der Geste an die potenziellen neuen Mitbürger, die mit der Schaffung eines Bischof-Meiser-Weges verbunden war, und angemessen gewesen wäre es ohnehin. Denn mit seinem Namen verbindet sich der wohl früheste Fund, den machen kann, wer sich für die Vorgeschichte des Pullacher Seminars interessiert:

2. Abschnitt: Der Weg nach Pullach

In den kürzlich edierten stenografischen Aufzeichnungen des langjährigen bayerischen Landesbischofs aus den 30er Jahren finden sich in den Protokollen von Sitzungen des Rates der Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands, des sog. Lutherrates, wiederholt Überlegungen, wie angesichts der Lage an den Universitäten die Ausbildung künftiger Pfarrer auszusehen habe. Seit 1935 rückt dabei die Idee eines oder mehrerer Predigerseminare vor allem für die zerstörten Gebiete innerhalb der, wie es hieß „intakten Landeskirchen“ in den Mittelpunkt. Auch im Blick auf die weitere Integration der lutherischen Landeskirchen sei ein solches Seminar nützlich. So notiert Meiser unter dem 6. April 1936: „Lutherisches Seminar. Wir müssen von vornherein eine praktische Aufgabe haben, vor allem auch im Blick auf unsere bekennenden Gemeinden. Wir brauchen eine Stätte, an der die Selbstbesinnung der

lutherischen Kirche in planmäßiger Weise geschieht, an der Kandidaten ausgebildet und wo Kurse für Pfarrer gehalten werden können. Errichtung soll ins Auge gefasst werden. Vorher soll der Charakter des Seminars geklärt werden. Ort. Finanzierung. Leitung.“

Etwas später erfährt man, dass in Augsburg bereits ein Grundstück zur Verfügung stand. Danach allerdings scheint die Idee angesichts der Zeitläufte in den Hintergrund getreten zu sein, um - unter neuen Bedingungen - zwanzig Jahre später wieder aufgegriffen zu werden.

„Charakter, Ort, Finanzierung und Leitung“ sollten dabei in der Tat die zentralen Themen werden.

Als nämlich die konfessionelle Landkarte in Deutschland nach 1950 ihr auf lange Zeit gültiges Aussehen angenommen hatte, kamen auch jene Projekte wieder auf die Tagesordnung, die geeignet schienen, für die neu entstandenen Zusammenschlüsse integrierend und stabilisierend zu wirken. Für die VELKD war dies neben einem wandernden Pastorkolleg und dem Kandidatenaustausch zwischen den einander noch recht fremden Gliedkirchen auch der Plan des gemeinsamen Seminars.

Im Jahre 1955 wurden innerhalb der Kirchenleitung der VELKD erste Überlegungen ausgetauscht, und von nun an wurde auf verschiedenen Ebenen intensiv und von Beginn an kontrovers darüber beraten, sodass schon die Generalsynode von Hannover im Jahre 1956 einen prominent besetzten Ausschuss einsetzen konnte mit dem Auftrag, alle mit der Errichtung eines Predigerseminars der VELKD zusammenhängenden Fragen zu bearbeiten, möglichst zu klären und der Synode eine Entscheidungsgrundlage zu verschaffen.

Dieser Ausschuss schloss seine Arbeit am 26.4.1957 mit einem Memorandum. Dort liest man, der Ausschuss befürworte mit Nachdruck die Errichtung eines Predigerseminars der VELKD als Dauereinrichtung. Ein gemeinsames Predigerseminar sei „für das organische Zusammenwachsen und die Kirchewerdung der vereinigten Kirche entscheidende Voraussetzung und wesentliches Mittel“.

Dieses Memorandum brachte bereits viele Fragen zu einer bleibenden Klärung. Sehr ausführlich wurde vor allem die Frage des Ortes behandelt. Von Beginn an stand einer Nordvariante - ein schon bestehendes Gebäude auf der Dominsel in Ratzeburg, das viele favorisierten - eine Südvariante gegenüber: ein Neubau auf einem von der bayerischen Kirche zur Verfügung gestellten Grundstück in Pullach. Der Ausschuss erwog ausführlich das Für und Wider und resümierte: „Ohne der Entscheidung der Generalsynode vorgreifen zu wollen, stellt der Ausschuss fest, dass bei Abwägung der beiden gebotenen Möglichkeiten Ratzeburg und München ein Überhang zugunsten Münchens besteht.“

Dort könne man für ca. 600.000 DM ein zweckmäßiges Gebäude errichten - Inventar inklusive.

Auf der Generalsynode 1957 kam es noch zu keiner Entscheidung. Vor allem in Schleswig-Holstein gab es manches Zögern und viele Fragen, die in einer spannenden nachsynodalen Pendeldiplomatie bearbeitet werden mussten, bei der sich vor allem OKR Schnell aus dem Lutherischen Kirchenamt und Landesbischof Dietzfelbinger aus München engagierten.

Schließlich beschloss die Generalsynode 1958 in Berlin-Spandau. Für Pullach spreche die gleichzeitige Nähe einer Großstadt und einer reizvollen Landschaft, für Pullach spreche das katholische Umfeld, dessen Einflüsse der Ausbildung der Kandidaten gut tun werde, für Pullach spreche auch die Nähe der jungen theologischen Fakultät. Zudem könne man auf eine bessere Anbindung der quasi isoliert liegenden bayerischen Landeskirche an die VELKD hoffen. Freilich sprach für Pullach auch, dass eben diese Landeskirche der VELKD ein Grundstück von 8000 qm in unvergleichlicher Lage schenkte - verbunden mit einem Baudarlehn von 100.000 DM.

Der Name der Einrichtung wurde übrigens quasi über Nacht, genauer im Verlaufe des Mai 1958 von „Predigerseminar“ in „Prediger- und Studienseminar“ geändert. Während die den Synodalen zugesandte Vorlage vom 29. April noch gemäß den Ausschussempfehlungen von einem „Predigerseminar“ sprach, stimmte man schließlich über die Errichtung eines „Prediger- und Studienseminars“ ab. Dazwischen lagen Anregungen aus der Lübecker Kirche und von Bischof Halfmann aus Holstein, den Auftrag des Seminars nicht einzig und allein in der Vikarsausbildung zu sehen. Wie wir heute wissen, war diese damals ganz und gar nicht selbstverständliche Ausweitung des Auftrages sehr helllichtig und zukunftssträchtig. Man wolle, hieß es in Spandau, einen Bau, der den Anforderungen entspreche - jedoch „ohne Aufwand“. Der finanzielle Spielraum war gering. Von 990.000 DM war nunmehr die Rede.

Mit diesem Entschluss wurde aber nicht nur die Errichtung des Seminars angeschoben. Vielmehr erhoben sich nunmehr deutlicher als zuvor Zweifel und Einwände. Bedenkensträger meldeten sich vor allem aus Hamburg und Kiel. Man bezweifelte die Notwendigkeit eines neuen Seminars neben den bestehenden landeskirchlichen, man hielt es für auf Dauer nicht finanzierbar, man wollte sich nicht in seiner Ausbildungskonzeption für Jahrzehnte an ein solches Haus binden und wenn, dann wollte man es kleiner und mit weniger Personal. In all dem stand natürlich auch die übergreifende Zuständigkeit der Organe der VELKD, ja, das „Projekt VELKD“ selbst zur Debatte, und so geriet gegen Ende der 50er Jahre das Grundanliegen, nämlich die theologische Kompetenz der Kandidaten zu befördern, der Verkündigung in den lutherischen Gemeinden zu dienen sowie das Kirchesein der VELKD sowohl darzustellen als auch voranzubringen, in Konflikt mit kirchenpolitischem Kalkül und landeskirchlichen Bedenken. Vor allem die kleineren Kirchen hatten das Gefühl, mit ihren Einwänden nicht ernst genommen und in ihrer Finanzkraft überfordert zu werden. Tatsächlich wird man einräumen müssen, dass die Planungen etwas überhastet ins Werk gesetzt wurden, weswegen Hinweise aus Norddeutschland, hier werde etwas gebaut, von dem man noch gar nicht wisse, was es einmal werden solle, nicht gänzlich unbegründet waren. Es lohnt sich, an diese Spannungen zu erinnern, wenn man auf vierzig Jahre reich machender theologischer Arbeit in geistlicher wie menschlicher Gemeinschaft in diesem Haus zurückblickt.

Schließlich waren alle Schwierigkeiten überwunden oder doch auf Dauer zurückgestellt. Am 7. Januar 1960 konnte der Beirat, der bis heute für die Arbeit des Hauses bedeutend ist, zu seiner konstituierenden Sitzung zusammentreten. Nicht zuletzt in diesem Gremium wurde ja auch auf Dauer den Gliedkirchen die Möglichkeit eröffnet, ihre je spezifische Sicht einzubringen.

Auch der Bau war trotz mancher Nöte und Reibereien - etwa zwischen Bauherr, Architekt, und ausführenden Firmen - und bei einer Schlussrechnung von 1,5 Millionen Mark zu Ende gebracht worden, das Haus war eröffnet, und der Rektor und - ebenfalls gegen norddeutsche Bedenken - auch ein Studieninspektor waren in ihre Ämter eingeführt worden. So konnte zum 1.11.1960 der erste Vikarskurs zusammengerufen werden - „mit dem Blick auf die Bayerischen Alpen und damit im Angesicht der ultramontanen Wirklichkeit“, versammelt am „Isarhang bei München“, in einer „festen geistigen Burg der vereinigten deutschen Lutheraner“, wie es eine südwestdeutsche Kirchenzeitung vermeldete.

Die Kandidaten erwartete ein anspruchsvolles Programm. Nichts geringeres als ein Spagat zwischen den klassischen kirchlichen Fragen und theologischen Arbeitsfeldern und den als drängend empfundenen Fragen der Gegenwart - Naturwissenschaft, Soziologie, Psychologie - sollte versucht werden.

Auch eine Hausordnung erwartete die Kandidaten, aus der sie entnehmen konnten, dass die Benutzung der Bibliothek nach 18.00 einer besonderen Genehmigung bedürfe, dass die

Dringlichkeit von Ferngesprächen gegebenenfalls durch den Rektor geprüft werde und dass Damenbesuch auf den Zimmern unter gar keinen Umständen gestattet sei. Dieser Passus wurde später abgemildert: Die Mütter der Kandidaten wurden von dieser Regelung ausgenommen.

Nun - die Arbeit kam in Gang, und nach acht Wochen resümierten Rektor und Studienleiter in einem gemeinsamen Brief: „Mit Freude haben wir nun zwei Monate unserer Arbeit an dem ersten Lehrgang des Predigerseminars getan. Die verschiedenen Kirchenleitungen haben uns muntere und aufgeschlossene Kandidaten geschickt...Wir haben versucht, die Kandidaten stark zu strapazieren, weil wir der Meinung sind, dass diese Zeit in Pullach bis zum äußersten ausgenutzt werden muss. Der Stil unserer Arbeit hat sich wohl da und dort von der Arbeitsweise anderer Predigerseminare unterschieden, insofern wir durch Arbeitsgemeinschaften, wöchentliche Vortrags - und Diskussionsabende und durch verschiedene Exkursionen den Kandidaten den Blick in die moderne Welt mit ihren Fragen und Problemen zu öffnen versuchen. Das Experiment dieser ersten, an keine Tradition gebundenen Arbeit ist reizvoll und gibt zu manchen Hoffnungen Anlass...“

Einer aus diesem Kreis urteilt vierzig Jahre danach: „Das Jahr in Pullach hat uns Seminaristen aus den verschiedenen Kirchen zusammen, aber auch in die Weite geführt.“

Bischof Lilje hatte das Seminar vor der Generalsynode als „eine der wichtigsten und auch am meisten Zukunft verheißenden irdischen Aufgaben der Kirche“ bezeichnet. Der erste Teil dieser Aufgabe war gelöst. Nun musste sich zeigen, welche Früchte die Arbeit tragen würde. Das Prediger - und Studienseminar machte sich auf den Weg. Es wurde eine ereignisreiche Reise.

3. Abschnitt: Vier Jahrzehnte im Überblick

3.1. Im Prediger - und Studienseminar Pullach fanden während vierzig Jahren neun mehrmonatige Predigerseminarskurse mit Vikaren und 242 Studienkurse, also Fortbildungskurse in der Mehrzahl für Pfarrerrinnen und Pfarrer statt.

Von bislang fünf Rektoren wurde das Haus geleitet - nach Herbert Breit von Adolf Sperl, Wenzel Lohff, Martin Voigt und Volker Weymann - und sieben Studienleiter arbeiteten nacheinander in Pullach. Inzwischen vier Wirtschaftsleiterinnen kümmerten sich um Haus, Küche und Wohlergehen der Gäste und bemerkenswerterweise bislang erst zwei Hausmeister. Frau Hauenstein war über 27 Jahre lang Wirtschaftsleiterin (bis 1994), Herr Köhn gar von 1960 bis 1992 Hausmeister. Auf dem Sekretariat waren seit 1960 vier Frauen tätig, und natürlich arbeiteten darüber hinaus in vierzig Jahren - für längere oder für kürzere Zeit - viele weitere Mitarbeiterinnen in der Hauswirtschaft und in der Küche.

3.2. In den ersten Jahren stand die Ausbildung der Vikare aus den zunächst sieben westdeutschen Gliedkirchen im Mittelpunkt. Vortrag, Seminar und geistliches Leben bestimmten den Alltag. Schulklassen erwarteten die Kandidaten, und Münchener Gemeinden lauschten ihren Predigtversuchen. Es wurde angestrengt gearbeitet - und viel gereist. Was katholisch war an Oberbayern, wurde den Kandidaten vorgeführt. Aber auch fernere Ziele wurden angesteuert, und dass Papst Paul VI. im Mai 1970 Rektor Breit begrüßte, der mit dem neunten Studienkurs in Rom weilte, gehört zu den Denkwürdigkeiten dieser Jahre.

Im Allgemeinen ersetzten die Kurse in Pullach Ausbildungszeiten in den landeskirchlichen Seminaren. „Aufnahme - und entwicklungsfähige junge Leute“ sollten entsendet werden, wünschte sich OKR Hugo Schnell in der Evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung. Ein Eliteseminar solle es nicht sein - aber es schade auch nicht, wenn die Entsendung nach

Pullach als Vorzug verstanden würde. Der hier anknüpfende Verdacht, Pullach sei Ausgangspunkt für eine kirchliche Karriere, hat sich bis zum heutigen Tag jedenfalls in Westdeutschland vielerorts erhalten. Mit der Wirklichkeit hatte dieser Verdacht freilich damals wenig und hat er heute gar nichts zu tun.

3.3. Sucht man nach weiteren Wegmarken, an die in diesem Rahmen erinnert werden sollte, so fällt neben der sicher spannenden Anfangszeit das Ende der 60er Jahre ins Auge. Die hinterlassenen Berichte belegen es: Die gesellschaftlichen und theologischen Rahmenbedingungen hatten sich geändert. Briefwechsel zwischen Pullach und dem Lutherischen Kirchenamt beklagen eine zunehmende Unübersichtlichkeit der theologischen Situation, die Protokolle des Beirates geben sorgenvolle Fragen wieder, die allgemeine Stimmung verdüsterte sich. Der Rektor konstatierte einen spürbaren Wechsel des Interesses von der Exegese zur Soziologie und berichtete über die Auflösung der liturgischen Formen bis hin zur Verweigerung, an der Seminarandacht überhaupt teilzunehmen. Aus Hamburg kam die Anfrage, ob auch Kandidatinnen ins Predigerseminar aufgenommen werden können. Die Teilnehmer des dritten Predigerseminarskurses versammelten sich zu einem Pastorkolleg unter dem Thema „Theologie der Revolution“, und die gerade anwesenden Kandidaten des achten Kurses beehrten gar, an der Sitzung des Beirates teilzunehmen. So wird deutlich: Das zehnte Jahr seines Bestehens markierte zugleich das Ende einer ersten Phase im Leben des Hauses.

Als äußerlich erkennbares Zeichen dafür kann die immer wieder erzählte Geschichte vom Gitter und der Mauer zum Hof gelten. Kein Bericht kann auf sie verzichten, trafen doch Passanten wie Besucher in den ersten Jahren auf ein hohes Gitter zwischen hohen Mauern, wenn sie sich dem Haus von der Straße aus näherten. Kühle Abgeschlossenheit wurde dabei vermittelt - ob beabsichtigt oder unbeabsichtigt. War es gar die Abgrenzung eines Gefängnisses? Ein Happening der Kandidaten stellte es so dar, als diese eines Tages mit schlurfenden Schritten den Innenraum umrundeten wie Gefangene den Hof einer Haftanstalt. Der obere Teil der Mauer wurde schließlich abgetragen, das Gitter durch ein niedriges Tor ersetzt. Das Seminar wandte der Welt ein freundlicheres Gesicht zu - und bemerkte dabei, wie diese ihrerseits ihm unbekümmert auf den Pelz rückte, denn bald lag das Haus nicht mehr in vornehmer Isolation vor den Toren, sondern inmitten eines Wohngebietes, dessen letzte Baulücken allerdings erst in der jüngsten Vergangenheit geschlossen wurden.

3.4. Nun hatte ja das ganz am Anfang einmal als Predigerseminar vorgesehene Haus als zweiten Auftrag die Fortbildung für bereits im Amt befindliche Pfarrer in die Wiege gelegt bekommen (von Pfarrerinnen war noch keine Rede). „Das Seminar wird je nach Bedarf als Prediger - oder als Studienseminar geführt“ bestimmte die Kirchenleitung der VELKD Ende 1960. Zwar stand deutlich wahrnehmbar die Arbeit mit Vikaren im Mittelpunkt, aber bereits 1965 hatte man mit Studienkursen begonnen, die zwischen die langen Predigerseminarskurse geschoben wurden und anfangs bis zu sechs Wochen dauerten.

Auf der bereits erwähnten Beiratssitzung im März 1969 wurde indes beschlossen, ein Jahr lang gar keine Vikare einzuberufen, und am 14. März 1972 ging der letzte Predigerseminarskurs zu Ende. Als Grund dafür ist vor allem die zunehmende Unfähigkeit der inzwischen mit mancherlei Reformen befassten Landeskirchen zu nennen, sich auf ein gemeinsames Konzept und einen kompatiblen Zeitrahmen für die Vikarsausbildung zu verständigen. Welcher Zusammenhang mit den veränderten Ansprüchen und Verhaltensweisen der Vikare besteht, kann nur gemutmaßt werden. Jedenfalls fällt mit dem skizzierten Einschnitt um 1970 auch die Schwerpunktverschiebung von der Aus - zur Fortbildung zusammen, und schnell wurden die Studienkurse häufiger und bald auch kürzer.

Mit einem Mal war aus dem Prediger- und Studienseminar eine Einrichtung für die Pfarrerfortbildung geworden. Vorerst verlautbarte man noch, die Vikarsausbildung ruhe „aus technischen Gründen“ - wie etwa das Pullacher Heimatbuch noch 1980 unter Berufung auf den damaligen Rektor mitteilt. Doch bald wurde deutlich, dass dieser Zustand von Dauer sein würde.

Im Beirat wurde im Mai 1980 eine breite Konzeptionsdebatte geführt, bei welcher Gelegenheit auch für das definitive Ende der Predigerseminarsausbildung plädiert wurde. Noch *einmal*, 1986, kam eine mögliche Wiederaufnahme von Vikarskursen auf die Tagesordnung. Die diesbezügliche Anregung aus der Kirchenleitung stieß aber im Beirat auf Ablehnung.

Seitdem wurde offiziell nicht mehr über diese Frage gesprochen, und als das Haus im Zusammenhang mit einer Novelle des betreffenden Kirchengesetzes mit dem 1. Januar 1994 in „Theologisches Studienseminar“ umbenannt wurde, war der Abschied vom Projekt „Gemeinsames Predigerseminar der VELKD“ auch formell vollzogen. Theologische Fortbildung - inzwischen über drei Wochen, zwei oder eine - blieb dem Haus als bestimmende Aufgabe.

Allerdings: Fragen Sie heute in Pullach jemanden nach dem Weg zum Theologischen Studienseminar, so werden Sie auf Ahnungslosigkeit und Bedauern stoßen. Fragen Sie jedoch nach dem Predigerseminar, werden Sie gute Erfolgsaussichten haben. Es hat sich tief eingegraben, dass es in Pullach ein Predigerseminar gibt - auch, wenn schon lange niemand mehr zum Prediger ausgebildet wird. Auch der einzige öffentlich aufgestellte Ortsplan gibt keine andere Auskunft. Damit muss das Theologische Studienseminar vorerst noch leben...

3.5. Ende 1985 feierte das Seminar sein 25-jähriges Bestehen. Auf die Gewichtsverlagerung nach 1970 waren fünfzehn Jahre theologischer Fortbildungsarbeit gefolgt, die in einem deutlichen Wechselverhältnis zu den kirchlichen Entwicklungen dieser Jahre standen. Man schätzte das Pullacher Haus als einen Ort zur Aufarbeitung von Defiziten in der theologischen Kompetenz der Pfarrerinnen und Pfarrer und zur Vorbereitung von Kolleginnen und Kollegen auf Spezial- und Führungsaufgaben. Immer wieder konstatieren die Berichte ein spürbares „Verlangen nach Theologie“, dem aber nicht „durch Präsentation akademisch-theologischer Arbeit“, sondern bezogen auf konkrete Aufgaben in der Gemeinde nachgekommen werden sollte. Dem korrespondierten die immer häufigeren Angebote für Zielgruppen, von denen es angesichts der fortdauernden Schaffung von Sonderpfarrämtern auch immer mehr gab.

Die Humanwissenschaften mit ihren spezifischen Methoden und neuartigen Fragestellungen erhielten erkennbar Gewicht und forderten zu immer neuer Rechenschaft darüber heraus, was eigentlich theologische Fortbildung ihren Inhalten und ihren Methoden nach sei.

Dem Bedürfnis nach neuen Arbeitsformen versuchte man durch Verwandlung von Gemeinschaftsräumen in Gruppenräume gerecht zu werden. Im Keller entstand ein bayerischer Bierkeller, der für einige Jahre als Ort informeller Begegnungen jeder Art geschätzt wurde. Der verstimmte Flügel aus der Anfangszeit machte einem neuen Klavier Platz, und der Bibliothek wurde eine auf mehrere Jahre angelegte Erneuerungskur verordnet, die sich freilich als zu ambitioniert für das vergleichsweise kleine Haus erwies.

In welchem Sinne Pullach den Gliedkirchen und der Vereinigten Kirche direkt zuarbeiten müsse und könne, wurde häufig gefragt. Die in Pullacher Kursen immer geschehende „Zusammenführung unterschiedlicher landeskirchlicher Kulturen“ (Hanselmann) bedeute ja für die VELKD nach wie vor viel. Wie sich aber die Ergebnisse Pullacher Kurse auf kirchliche Arbeit und gar auf kirchenleitendes Handeln direkter auswirken könnten, ohne die theologische Arbeit vorschnell zu instrumentalisieren, erörterten die zuständigen Gremien gerade in den 80er Jahren immer wieder. Zumal der Beirat war immer wieder ein Ort

konzeptioneller Überlegungen, und auch die Verbindung zwischen Pullacher Seminar und Lutherischem Kirchenamt, speziell den jeweils verantwortlichen Referenten dort, blieb im Wechsel der Zeiten zwar nicht ohne Reibungen, aber - naturgemäß - doch immer eng.

Mit dem Anfang der achtziger Jahre wurde häufiger als früher die Frage nach der Auslastung des Hauses laut. Seit 1970 war, aufs Ganze gesehen, ein deutlicher Rückgang zu verzeichnen. Andererseits waren Kirchenjuristen, Dekane, Superintendenten und Beamte aus den Landeskirchenämtern sowie Kurse für Mitarbeitende im Verwaltungsdienst schon länger regelmäßig zu Gast. Der Evangelische Erwachsenenkatechismus nahm wesentlich in Pullach Gestalt an.

Nun stellte sich die Frage nach einer Extensivierung der Kursarbeit und nach weiteren externen Gästen und Gruppen sowie nach der Auslastung der zur Verfügung stehenden Plätze in den Kursen und deshalb nach neuen Wegen der Werbung und Einladung. Dieses Thema hat uns (auch nach einer Erhöhung der durchschnittlichen Zahl der Kurswochen pro Jahr) nicht verlassen - samt der darin eingeschlossenen Spannungen zwischen ökonomisch Wünschenswertem und didaktisch wie gruppensinnvoll.

3.6. Die Umwälzungen in Deutschland seit dem Herbst 1989 veränderte auch die VELKD und mit ihr das Pullacher Seminar. Nunmehr kamen unter seinem Dach tatsächlich, so, wie man es 1960 gehofft hatte, Hamburger und Münchener, Braunschweiger und Neubrandenburger, Eisenacher und Hannoveraner, Leipziger, Bückeburger und Lübecker zusammen. Ein inzwischen zehn Jahre währender Dialog über frühere Grenzen hinweg begann, und das Pullacher Seminar bewährte sich auf neue Weise als ein Ort grenzüberschreitender Kommunikation - einer Kommunikation, die in all den Jahren Oldenburg, Pommern und Württemberg ebenso einbezog wie lutherische Kirchen zwischen dem Baltikum und Italien, zwischen Island und Südafrika.

Aber auch die äußere Gestalt des Hauses veränderte sich noch einmal gründlich. Im Jahr 1989 wurde zum ersten Mal konkret über eine Neugestaltung nachgedacht, die mehr sein sollte als Inventarerneuerung. Tiefe Eingriffe sollten stattfinden: Die Studienleiterwohnung sollte in einen Neubau verlagert und die Bibliotheksräume sollten erweitert werden, man wollte Wohnraum für Gäste schaffen und den gesamten sanitären Bereich gründlich überarbeiten.

Es kam nach einer langen, nicht undramatisch verlaufenden Planungsphase schließlich in den Jahren 1992 und 1993 zu einem An- und Umbau, der Haus und Zimmer attraktiver machte und die Arbeitsbedingungen verbesserte - teils bei laufenden Kursen, unterbrochen gar durch einen spektakulären Bombenfund. Vor allem der dabei entstandene klosterähnliche Innenhof mit Kreuzgang ist seitdem zu einem auch ästhetischen Mittelpunkt des Hauses geworden.

Ende des Jahres 1993 schrieb Rektor Voigt: „Wenn man unbefangen hineinkommt, erfahre ich immer viel Freude und Gratulation zu dieser Bereicherung unseres Hauses. Und so hoffen wir, dass nun auch die letzten Arbeiten nicht nur pünktlich, sondern auch so schön, wie bisher, vollendet werden.“ Die Bischöfe Hoffmann und Herrmanns aus Eisenach und Bückeburg weihten das erneuerte Haus am 19. Februar 1994 ein.

Danach beginnt wohl das, was man die jüngste Vergangenheit nennt. Sie ist nicht mehr Thema dieses Vortrages.

Der Weg des Prediger- und Studienseminars Pullach, aus dem vor sechs Jahren das Theologische Studienseminar wurde, ist eng verbunden mit dem Weg des deutschen Luthertums, mit dem Weg der christlichen Kirchen und Gemeinden in Deutschland und ihrer Partner in der Ökumene.

Dass dieser Weg zugleich verwoben ist mit dem Weg des Evangeliums in unserem Land und in unserer Zeit, hoffen und wünschen wir, und manchmal ahnen wir auch etwas davon.

Der Blick zurück jedenfalls erlaubt es festzustellen, dass das Pullacher Seminar als Ort der Fortbildung immer wieder auch ein Ort geistlicher Konzentration und Reife gewesen ist, eine Heimat auf Zeit, ein Ort, an den man sich gern erinnerte, zu dem man bei Gelegenheit und nicht selten häufig zurückkehrte.

Und dies wäre auch für die Zukunft zu erhoffen: umsichtige theologische Arbeit auf der Suche nach der Mitte, Grenzen überschreitende Kommunikation und Abstand zum Alltag, der Aufatmen lässt - als Grundlage kontinuierlicher theologischer Fortbildung im Wandel der Zeiten, „einer der wichtigsten irdischen Aufgaben der Kirche...“.

2. Erinnerungen an den 2. Kurs des Predigerseminars 1961/62

Von Pastor i. R. Wilhelm Steffens

*zuletzt Studienleiter an der Niedersächsischen Lutherischen Heimvolkshochschule
Hermannsburg*

Sehr verehrte Förderer und Weggefährten dieses Seminars !

Es ist schon viel Wesentliches gesagt. Ich möchte ein paar persönliche Schlaglichter ergänzen aus der Sicht dessen, den Rektor Breit gleich nach Ankunft zum Senior des 2. Kursus 1961/62 berief. Da ich mit 29 Jahren der Älteste war, konnte ich mich dem nicht so einfach entziehen, sondern plädierte für eine baldmögliche Wahl eines Seniors, die erfolgte dann aber doch erst im neuen Jahr.

Ich bin für meine Pullacher Zeit sehr dankbar - und auch einige Kollegen, die ich befragte, haben trotz Kritik im Einzelnen doch den großen Entwurf dieses Prediger - und Studienseminars der VELKD voll bejaht.

1. Welche Vorzüge haben wir hier genossen?

1.1. Mehrere lobten noch heute die höchst komfortable Unterbringung; ich selber habe den abwechslungsreichen Speisezettel der Ottobrunner Diakonissen bewundert (Schwester Helene Kühleis) und sogar einige typisch bayerische Rezepte nach Norden geschickt. Zu unseren Geburtstagen wurde ein Extra-Kaffeetrinken eingelegt, bei dem der Rektor eine launige wie ernste Rede auf den „Geburtstäger“ hielt.

1.2. Ein weiterer Vorzug war besonders für uns Norddeutsche, dass Rektor Breit uns die herrliche Voralpenlandschaft greifbar nahe brachte. Herr Köhn, der Hausmeister, fuhr uns mit dem Bus zum Walchensee und an den Fuß des Hörnle oder des Herzogstand, und wir „lifiteten“ hinauf und genossen bei Föhn einen unvergesslichen Blick auf das Alpenpanorama. Verbunden mit Besichtigungen *mussten* wir den Ettaler Klosterlikör und das Andechser Bier kosten. Und für die Osterferien buchte der Rektor für uns „Nordlichter“ eine Privatpension in Meran (18.-26.4.62.) und kam selbst mit Familie nach und führte uns aufs Vigiljoch. Er zeigte sich immer wieder als ein fürsorglicher Hausvater, den es schmerzte, wenn seine Schutzbefohlenen den Wert seine Mühe nicht so erkannten und schätzten.

1.3. Das waren die schönen „Zugaben“ eines abwechslungsreichen Programms, das neben Ausflügen zu Einrichtungen der Diakonie (Herzogsägmühle) und Schwerpunkten der Verkündigung (Traunstein/Traunreuth 11./12.12.61; Tourismus am Schliersee und in Ruhpolding) oder der Geschichte (Augsburg 12.3.62. städtisches Selbstbewusstsein und Ökumene z.B. in der St. Ulrich-Kirche) auch den industriellen und sozialen Alltag bewusst mit einbezog: Werksbesichtigung bei MAN Augsburg und private Unterbringung bei einem Unternehmer, der auch aktiv in der Kirchengemeinde war. Ein Beispiel für das letztlich öffentlich-kirchliche Anliegen bei solchen Besuchen:

Einer von uns, R. Autenrieth, wurde nach solch einer Unterbringung und Begegnung mit einem Rechtsanwalt vom Rektor gerufen, und der eröffnete ihm, dass dieser Gastgeber nach dem Gespräch mit dem Vikar wieder in die Kirche eingetreten sei.

Mich hat die Begleitung der Diakonissen der Mitternachtsmission in München auf ihrem Weg durch das Rotlichtviertel besonders bewegt: eindrucklich diese von Glaube, Mut und Menschlichkeit geprägten Schwestern!

Nicht zu vergessen die Studienfahrt ins Elsass und die Begegnung mit der jüdischen (Prof. Neher) und protestantischen Theologie (Prof. Jakob) und die Besichtigung der großen Synagoge. Es gab wohl Kontakte, aber noch keine politische Auseinandersetzung mit den Fragen unserer jüngsten Geschichte.

1.4. Zum Wahlprogramm gehörten auch die Kontakte zum Jesuitenkolleg in Pullach (das heute zu einem modernen Schul-Internat umgebaut worden ist): nicht nur gemeinsames Fußballspiel, sondern auch hochkarätige Diskussionen auf unseren oder deren Zimmern, zu zweit oder zu viert. Schließlich war es die Zeit des 2. Vatikanischen Konzils: Kardinal Bea und auch Karl Rahner sprachen in München zu dem Weg der Kirche und ihrer behutsamen Öffnung.

Nicht zuletzt gab es immer wieder Einladungen an Gastreferenten aus dem Bereich der VELKD- Kirchenleitungen und der Hochschule (z.B. Prof. C. Westermann, Bischof Witte aus Hamburg und Bischof Dietzfelbinger anstelle von Bischof Lilje, auf den gerade ein Anschlag verübt worden war; Bischof Stählin aus Oldenburg mit Übungen zu einer ganzheitlichen Meditation, was aber nicht überall Anklang fand, weil die Einsicht in die Notwendigkeit eines persönlichen geistlichen Lebens der Pfarrer fehlte.)

1.5. Den Kern unserer Fortbildung bildeten jedoch die regelmäßigen Predigten im weiteren Umkreis von München und die wöchentlichen Hospitationen und eigenen Religionsunterrichtsstunden an Münchner Schulen unter Anleitung eines Mentors. Für die Predigtvor- und -nachbereitung waren Rektor Dr. Herbert Breit und Studieninspektor Dr. Ernst-Wilhelm Wendebourg unsere Mentoren. Aber anders als sonst gab es nach der Predigt keinen Verriss vor versammeltem Kursus, sondern nur ein 6-Augen-Gespräch zwischen Rektor bzw. Inspektor, dem Prediger und seinem Begleiter, einem Kursusteilnehmer. Dieses Comes-Prinzip fanden die meisten ausgezeichnet und hilfreich - nicht nur um auf dem Weg zur Kanzel begleitet zu werden, sondern vor allem, um einen aufmerksamen Freund und vielleicht auch Fürbitter dabei zu haben, der einem nichts am Zeuge flicken wollte. So entstanden auch persönliche Freundschaften.

1.6. Offen blieb die Frage, welches denn nun der Schwerpunkt dieses zusätzlichen Lehrganges sein könnte: vertiefte theologische Reflexion, Fortsetzung des Vikariats mit Schwerpunkt Homiletik und Katechetik, ansatzweise gelebte lutherische Ökumene? - Wir waren ja bewusst aus allen lutherischen Kirchen, auch den Nicht-VELKD-Mitgliedskirchen wie Oldenburg und Württemberg, entsandte Vikare. Für mich war der lutherisch-ökumenische und praktisch-theologische Schwerpunkt der wichtigste - ich habe viel hinzugelernt über

unterschiedliche Wege und Entwicklungen in den verschiedenen Regionen Westdeutschlands auf dem Boden desselben lutherischen Bekenntnisses. Das hat mich auch aufgeschlossen gemacht für eine anschließende Entsendung durch die hannoversche Landeskirche an das Ökumenische Institut des ÖRK nach Bossey und von dort in ein ökumenisches Praktikum an das Scottish Churches House in Dunblane nach Schottland zu Dr. Ian Fraser. Damit war auch mein Weg mit dem Luth. Weltbund für ein Jahr nach Südafrika zur Vereinigung der ev.-luth. Kirchen dort vorbereitet und später ins Südafrikareferat des Ev.-luth. Missionswerkes nach Hermannsburg.

2. Zur Würdigung von Dr. Breit

Er war ein guter Didaktiker im Sinne der Frör'schen Theorie und ein zupackender Seelsorger mit handfesten Ratschlägen, ein scharfsinniger Exeget, dem die bekennnistreue Predigt und eine öffentlich überzeugende Lebensführung gleichermaßen am Herzen lagen.

Zum Thema der Lebensführung und Einbeziehung der das Seminar „umschwirrenden“ Freundinnen oder „Bräute“ der Kandidaten gab es immer wieder heftige Auseinandersetzungen (ein Vikar war schon verheiratet und promoviert): zaghafte Lösungen mit Besucherzimmer und Gästeübernachtung im Hause wurden zugestanden, aber ein eindeutiger Ehren- und Sittenkodex war für Dr. Breit einfach selbstverständlich. In unserer Generation meldete sich aber schon bei einigen eine ganz andere Zeit, die dann unser Leben im Pfarrhaus seit den 1968er Jahren immer stärker geprägt hat.

Für Dr. Breit gab, es einen klaren *sichtbaren* Unterschied zwischen Kirche und Welt, Pfarrer und Gemeindeglied, so wie früher zwischen Lehrer und Schüler. Für die Aufrechterhaltung dieses Unterschiedes trat er leidenschaftlich ein. Eine von Laien bewegte und veränderte Kirche war ihm vermutlich ohne Führung durch den Pfarrer nicht vorstellbar. (Ein einziges Mal bin auch ich mit ihm bei der Zuspitzung der Pfingstpredigt über Epheser 4,12f auf die „Gaben und Dienste für die Zurüstung des Leibes Christi“ etwas aneinander geraten, weil dieser Skopus ihm suspekt war. Auch heutige innerkirchliche Konflikte erscheinen auf diesem Hintergrund wie ein „Aufstand der Laien“ gegen die Amtsträger.)

Aber das schmälert in keiner Weise das große Verdienst Rektor Dr. Breits und seines Inspektors Dr. Wendebourg für die Orientierung unseres geistlich wie ethisch doch recht heterogenen Kursus. Wir standen rückblickend gesehen schon an der Schwelle zu einer Neuzeit *in Kirche und Gesellschaft*. Die Bewältigung der Herausforderungen dieser Zeit mit Hilfe einer schriftgebundenen Theologie und eines geistgewirkten Zeugnisses durch ein glaubwürdiges Leben im öffentlichen Amt bleibt auch heute noch weiter unsere Aufgabe.

Ich bin dankbar für diese intensive Pullacher Zeit - noch dazu mit dem kleinen Privileg, vor meiner Predigt in Solln den Talar des Altbischofs Meiser, vom Messner angeboten, berühren zu dürfen: „Anziehen dürfen sie ihn nicht, aber mal anrühren - dann wird's auch eine gute Predigt...“ meinte der lutherische Messner.

Möge das Studienseminar noch weiter im ökumenischen wie theologischen und gemeindepraktischen Bereich ungewohnte Kontakte schaffen und ermutigende Akzente setzen ! Der Herr segne Sie alle, die daran mitarbeiten und solche Ziele fördern!

3. Pullach - vor 38 Jahren

Von OKR Franz Peschke, München

Von Herbst 1962 bis zum Sommer 1963 war ich Kursteilnehmer in diesem Haus. Bei der Vorbereitung auf dieses Fest fielen mir Briefe in die Hand, die ich damals nach Hause geschrieben habe. Ich erlaube mir, gelegentlich daraus zu zitieren.

1. Der erste Eindruck

war überwältigend, als ich nach mühseligem Kofferschleppen vom Bahnhof ankam. Ich schrieb:

„Das Haus liegt auf einer großen Wiese, Wald ist in der Nähe. Die Nachbarschaft besteht aus einem Altersheim, einem Friedhof, einem Jesuitenkolleg und dem Bundesgeheimdienst, Stab Gehlen, letzterer hinter hohen Mauern. Ich sah die zwei großen Häuser stehen und fragte erstaunt die zwei Schwestern, die mich sehr nett in Empfang nahmen, ob dies alles nur für die 24 Kandidaten und das dazugehörige Personal sei. Man macht sich keinen Begriff, wie geräumig hier gebaut worden ist. ... Ich wurde zuerst einmal in mein Zimmer geführt und wäre bald auf den Rücken gefallen, dass ich in diesem Appartement alleine wohnen sollte.“

Beeindruckt war ich auch von dem Angebot, in das wir eingeführt wurden, obwohl ich schrieb:

„Am ersten Abend saß man nur im Kreis und rauchte“. Dann jedoch: Die Begegnung mit der Münchener Kultur füllt viele Seiten, auch der Dank dafür, dass der Rektor stets bemüht war, uns die Karten günstig zu beschaffen. Das reichhaltige Angebot führte 7 Monate später allerdings auch dazu dass ich schrieb:

„wir sechs Prädikanten haben uns freigegeben lassen, um damit zu zeigen, dass uns eine ruhige Arbeit wichtiger ist als der viele Betrieb hier, an man manchmal fast erstickt. „

In dieser Zeit erhielt ich mein erstes Gehalt, DM 184 für Oktober und November.

2. Die Gruppe

Das ganz Besondere des Ausbildungskonzepts in Pullach war die Mischung aus Teilnehmern aus allen Gliedkirchen. Das Risiko bestand zugleich in dem unterschiedlichen Status, den sie hatten: wir Bayern kamen direkt vom Examen, hatten also keine Ahnung von der Praxis. Die anderen aus Hannover, Nordelbien - (so hieß das damals natürlich noch nicht) hatten bereits den Vorbereitungsdienst hinter sich und standen vor der Übernahme einer Pfarrstelle. Für mich hieß das, ich konnte viel profitieren von den praktischen Erfahrungen der anderen, über die wir viel diskutierten. Mehr und mehr wurde dann die durch das Seminar vermittelte Praxis wichtig. Weil das Studium an der Universität so kurz zurücklag, musste ich mich z.B. zu der vorgeschriebenen wissenschaftlichen Arbeit über das Erste Gebot bei Luther erst innerlich aufraffen, während mich die praktischen Fächer sehr interessierten. Für andere war gerade das Angebot wissenschaftlich zu arbeiten, wunderbar: einer unserer Kursteilnehmer, Traugott Stählin nützte es zum Abschluss seiner Dissertation. Wir rollten für ihn einen roten Teppich auf dem Hauptbahnhof in München aus, als er vom Rigorosum zurückkam.

Die Freizeit verbrachten wir vielfältig gemeinsam. Wir gründeten einen Männerchor, der den Sollner Kirchenchor bei Konzerten hilfreich verstärkte oder gelegentlich einer Studienfahrt

nach Augsburg spontan einem daherkommenden Brautpaar ein Ständchen brachte. Aus meinem Brief entnahm ich, dass der Bräutigam froh war, dass wir seine Einladung ablehnten. Ich schrieb, dass er vermutlich genug Auslagen hatte.

Die Nachbarschaft zu den Jesuiten brachte vielfältige Begegnungen, die auch zu Einladungen auf das eigene Zimmer führten. Es fanden musikalische und sportliche Ereignisse statt.

Ich schrieb: „Gestern Nachmittag stürzten wir uns todesmutig in ein Basketballspiel gegen die Jesuiten, die uns ihre Spanier für diesen Zweck herausgesucht hatten. Wir verloren haushoch 44:20. Aber es war trotzdem ganz nett“. Dass diese Jesuiten vor ihrem Theologiestudium erst mal 3 Jahre Philosophie studieren mussten, hat mich damals sehr erstaunt und abgeschreckt. Einer von ihnen beschäftigte sich mit bestimmten Gräsern. Das brauchte er für eine Arbeit zu Teilhard de Chardin.

Wir lernten uns gegenseitig in dieser Gruppe Feedback geben, machten gemeinsame Ausflüge mit dem Rektor oder saßen immer wieder begeistert im Dantebad mit seinen Außenbecken, denen wir im Winter den Namen Dampfbad gaben.

Dank des Leitungsstils des Hauses entwickelten wir sowohl ein Wir-Gefühl als auch Möglichkeiten der Regression, die den Rektor manchmal zur Verzweiflung trieben. Widerstrebend ließ er zu, dass Robert Geisendörfer den ersten Fernseher ins Haus lieh - er meinte nämlich, das sei für uns wichtig - aber der Rektor war voller Sorge, wir könnten nur noch vor der Glotze hocken. Eine Riesendiskussion gab es auch über die Frage, ob das Personal mit uns fernsehen dürfe. Eine Krise entstand über das Fernsehen durch den ersten Krimi, der ein Straßenfeger wurde- „Tim Frazer“ - , denn wir benutzten den geheiligten Gong, um alle zusammen zu rufen. Der Gong rief zum Essen, zur Andacht und zur Arbeit. Das war dann doch schlimm.

Immer wieder taucht in meinen Berichten die Fahrt zu den sonntäglichen Gottesdiensten auf. Jeder, der predigen sollte, bekam einen Begleiter, den Comes, wie Breit sagte - getreu der biblischen Maxime, dass die Apostel zu zweit losziehen sollten. Diese Einrichtung würde ich gern allen Predigern zukommen lassen. Einen der mitgeht. So nutzten wir uns in dieser Gruppe gegenseitig auch als geistliche Begleiter.

Liturgie spielte eine große Rolle. Der Männerchor war stets engagiert. Die Mette wurde selbstverständlich gesungen. Am letzten Abend, nach einer schönen und lustigen Abschiedsfeier, sangen wir noch einmal die Komplet.

3. Die Leitung

Ich muss der beiden Leiter gedenken. Ich verdanke ihnen viel. Wenn ich auch einmal schrieb von einer sehr gelungenen Exkursion, „schön allein dadurch, dass der Rektor nicht dabei war. Mit unserem Inspektor Dr. Wendebourg verstehen wir uns viel besser“ - so ist doch Herbert Breit sehr prägend gewesen. Unbeleckt von allen Erkenntnissen der Gruppenpädagogik, der Seelsorgebewegung, der Hereinnahme empirischer Wissenschaften in die Praxis, aber begeisterter Prediger und Pfarrer in Kempten, beschlagener Alttestamentler, hatte er eine Leidenschaft, uns Gemeinde nah zu bringen, fürs Predigtgeschäft zuzurüsten und uns mit Kirche und Kultur in Kontakt zu bringen. Das ist ihm gelungen. Ich erlebte die Bischöfe Lilje und Dietzfelbinger im persönlichen Gespräch ebenso wie die Leiter wichtiger Einrichtungen, wie Geisendörfer oder den Gründer der Christusbruderschaft Selbitz, wir hörten über Meditation und Medien, soziale Brennpunkte, Kunst und Theater und die bayerische Natur. Eines Tages unterbrach er den Unterricht Dr. Wendebourgs und sagte, das Wetter sei so

schön, wir müssten heute auf den Herzogstand fahren. Wir packten in größter Eile, und es wurde ein herrlicher Wintertag auf dem Herzogstand mit Skifahren und Spaziergängen. Das war Breit - anregend und in bestem Sinn leitend durch seine Autorität. Ein Erlebnis hat mich merkwürdig berührt. Ich fand ein Foto mit dem Leitenden Bischof Lilje, daneben Herbert Breit und wir Vikare. Ich höre noch, wie Lilje sich ihm zuwandte und sagte: „Wie geht es denn dem Herrn Vater? Ein großartiger Mann!“ Ich wünschte in diesem Augenblick, Lilje hätte sich nach ihm selbst erkundigt.

Neben dem Rektor war Wendebourg unser Freund. Persönlich hat mich die Musik in seinem Haus bereichert und der Begleitung meiner Hausarbeit zu Luther hat sie sehr gut getan. Ich fand die theologischen Diskussionen anregend und sein Engagement für die Bibliothek anfeuernd.

4. Was habe ich gelernt

a) wie wichtig die Gruppe für das Lernen Erwachsener ist. An der Uni war ja völlig unbekannt, sich gegenseitig Rückmeldung zu geben. Die Gruppe war wichtig für die Gestaltung der Arbeit und das gemeinsame Leben, in dem alles Platz hatte: die Arbeit, die Freizeit und das gemeinsame Erleben, darunter nicht zuletzt die ökumenische Studienreise nach Rom, glänzend organisiert mit sehr guten Kontakten, z.B. bei Kardinal Bea oder mit einem Zusammentreffen mit Kardinal Döpfner bei der Papstwahl.

Ein Nebeneffekt gerade dieser Gruppe: die Wahrnehmung der landeskirchlichen Besonderheiten in Status, Ausbildung und Gestaltung des geistlichen Dienstes.

b) die Bedeutung der Predigtarbeit. Sie taucht in jedem meiner Brief auf. Die intensive exegetische Beschäftigung mit jedem einzelnen Text, die homiletische Arbeit, der Kontakt mit dem Comes und das anschließende Feedback - so wurde an jeder einzelnen Predigt weiter gelernt.

c) Worüber wir nicht sprachen:

- über Christen und Juden
- über die Wiederbewaffnung der BRD
- über die Heidelberger Thesen zur Atombewaffnung
- über unser Verhältnis zu unseren östlichen Nachbarn. Die Denkschrift der EKD erschien ein Jahr später. Unser Leben und Arbeiten erscheint mir rückblickend als unpolitisch. Auch Breit selbst, Sohn des bekennenden Christen Thomas Breit, berührte das Thema kaum. Täusche ich mich da?

d) Auseinandersetzung mit Didaktik

Kurs und Seminarmethoden waren damals noch in einem rudimentären Zustand, das meiste unbekannt, was erst 10 Jahre später erprobt wurde. Vortrag und Diskussion herrschten vor, zu denen wir in Anzug und Krawatte um den Tisch saßen. Was wir brauchten, konnten wir noch nicht formulieren. Ratschläge waren das einzige Rüstzeug für die Seelsorge. Nicht der Lernprozess stand im Vordergrund, sondern die bereits vorher formulierte Wahrheit. Erst die 70er Jahre brachten hier einen Umschwung.

Trotzdem: ich habe viel gelernt, wir sind alle was geworden und ich danke heute dem Seminar von Herzen.

4. Revolution in Pullach

*Von Pastor i. R. Wolfgang Höhne
Studienleiter in Pullach von 1966 bis 1970*

Herbst 1968. Studentendemonstrationen auf Münchens Straßen. Endlose Sit-ins in der Münchener Universität. Erregte Diskussionen im Pullacher VELKD-Seminar. Aufbruchstimmung bei den meisten der 24 Predigtamtskandidaten, die aus sechs lutherischen Landeskirchen ins Predigerseminar nach Pullach entsandt worden waren.

Der Hausmeister machte – wie täglich – seinen Rundgang. An der Hausmauer dicht am Eingang entdeckte er eine Parole, mit heißer Hand aufgepinselt: „Alle Macht den Räten – brecht der VELKD die Gräten!“ Umgehend verständigte er den Rektor des Predigerseminars, Dr. Breit.

Entsetzten. Ratlosigkeit. Bange Befürchtung: „Ist das Seminar Sitz einer Revolutionären Zelle?“ – „Ist das der Anfang vom Ende?“ – „Abschied von der jungen, hoffnungsvollen Idee eines (gesamt)deutschen Predigerseminars?“

Die Befürchtungen verstärkten sich, als kurze Zeit danach das Thema „Theologie der Revolution“ auf der Tagesordnung stand. Einer der Kandidaten hatte sich das Thema ausgesucht und wollte zu der brandaktuellen Frage eine wissenschaftliche Einführung geben. Einige Kollegen machten sich an der Tafel des Vorlesungsraumes zu schaffen. Und als das Kurzreferat begann, bot die Tafel – chinesischen Wandzeitungen ähnlich – einen revolutionären Kontext. Am deutlichsten hob sich die Parole heraus: „Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment“.

Gemurmel bei den Kandidaten. Gelächter. Frivole Kommentare. Krisensitzung im Rektorat. Telefonate mit dem Lutherischen Kirchenamt. Rektor Breit: „Eine Riesenschweineerei!“ Erste konkrete Entscheidung: „Der geplante gemeinsame Abendmahlsgottesdienst fällt aus.“

Selten gab es in den ehrwürdigen Räumen so hitzige Diskussionen wie in den folgenden Tagen. Der Fernsehraum, in dem meist eine andächtige Stille herrschte, war erfüllt von Wortgefechten und Emotionen. Ein Kandidat aus dem hohen Norden: „Ich lass’ mir von euch meinen lutherischen Glauben nicht zusammentrampeln!“ Ein anderer: „In unserer Kirche stinkt’s – und zwar ganz gewaltig!“ Schließlich ließ die Erregung nach, und man traf sich für ein besonderes Projekt. Die Idee blieb zunächst geheimnisumwittert. Doch bald folgte die selbstbewusste Auskunft des kirchlichen Nachwuchses. „Das Abendmahl ist tot – es lebe unser ‚Tisch-Abendmahl‘!“

„Abendmahl rund um den Tisch“ – einige Kandidaten hatten bereits von solchen Feiern gehört oder sogar selbst daran teilgenommen. Jetzt waren alle von dieser Idee fasziniert. Die Tür der Hauskapelle war offiziell zugeschlagen. Was lag näher, als den „Exodus in die Welt“ zu erproben – den die Kirche viel zu lange aufgeschoben und nicht richtig gewagt hatte, wie es schien – und jenen Raum zu wählen, in dem der Konflikt aufgelöst worden war?

Der Vorlesungsraum war liebevoll geschmückt. Die Tische standen im Karree. Alle Hausbewohner waren eingeladen, einschließlich Hausmeister und Küchenpersonal. Die ominöse Tafel war sauber gereinigt und wurde von einem Bibelwort beherrscht. Der ganze

Raum atmete Versöhnung, und das war schließlich auch der cantus firmus des damals ungewöhnlichen Gottesdienstes.

Etwa zur selben Zeit hatten sich die Bischöfe der Vereinigten Lutherischen Kirche zu einem Treffen angesagt – für die Kandidaten ein willkommener Anlass für eine Begegnung. Der Kandidaten-Senior trug die Bitte vor – leider ohne Gehör zu finden. Erst eine nochmalige Vorsprache und die Bereitschaft der Kandidaten, ihre Anliegen schriftlich vorzulegen, brachte dann doch den erwünschten Erfolg. In einer gespannten Atmosphäre trafen Bischöfe und Kandidaten aufeinander. Der Senior trug das Hauptanliegen der Kandidaten – unkomplizierte Übergänge für Vikare und Pfarrer von einer Gliedkirche zur anderen – höflich vor. Die Bischöfe versprachen wohlwollende Prüfung. Erleichterung machte sich breit auf beiden Seiten.

So hatte die Revolution im Herbst 1968 wohl kräftig im VELKD-Seminar angeklopft, aber diese kirchliche Einrichtung dann doch nicht ernsthaft beschädigt. Niemand anders als der „wilde 68er-Jahrgang“ der Predigtamtskandidaten hatte die Revolution sanft unterlaufen.

Es ist bis heute nicht ausgemacht, ob hier der Grund dafür zu suchen ist, dass die Pullacher Bevölkerung – fast 30 Jahre nach dem Ende der Predigerseminar-Kurse – das Pullacher VELKD-Seminar noch immer „unser Prediger-Seminar“ nennt.

5. Markenzeichen: Gediegene Theologie

*Grußwort von Dr. Hans Christian Knuth
Bischof von Schleswig und Leitender Bischof der VELKD*

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder!

Ich bringe Ihnen die Grüße der Kirchenleitung und der Bischofskonferenz der Vereinigten Kirche sowie des Deutschen Nationalkomitees des Lutherischen Weltbundes. Für die Generalsynode wird morgen ihr Präsident, Herr Veldtrup, selber sprechen. So bleibt das synodale Prinzip gewahrt, wie sich das gehört: ungetrennt und unvermischt mit dem Klerus.

Liebe Schwestern und Brüder, wir werden heute und morgen noch zwei fulminante sachliche Referate hören. Erlauben Sie mir darum, dass ich die Chance ergreife, dieses Haus hier auch ein wenig aus meiner ganz persönlichen Wahrnehmung heraus zu feiern und zu beglückwünschen.

Die erste, recht frühe Wahrnehmung – da war ich noch Schüler – war die, dass besonders tüchtige von den älteren Freunden und Vorbildern, die das Theologiestudium beendet hatten, nach Pullach gingen als Vikare. So ein bisschen elitär war das schon, nicht jeder kam nach Pullach. Und für uns im Norden war natürlich „Pullach“ ohnehin ein mysteriöser Begriff, wobei ich nicht mehr weiß, was uns mehr Gruseln einflößte: dass hier auch der Bundesnachrichtendienst tätig war oder dass es Kontakte zum Jesuitenkolleg gab.

Beides schien uns nicht ganz geheuer. Später²² war ich dann einmal in einem dieser Propsteseminare, obwohl ich gar nicht als Propst gewählt war, - da gab es unvergessliche Szenen: Theologie Sommer aus Bayern machte mich mit dem unvergesslichen bayerischen Theologumenen vertraut: „Abram sprach zu Bebraham, wie schad, dass mer kein Cebra ham.“ Bei dem Psychoanalytiker Prof. Muth lernten wir, wie ein Chef einen Untergebenen abkanzelt. Einer bekam einen recht lang andauernden Lachkrampf, einer wollte sich aus dem Fenster stürzen, und bei dem anschließenden Entspannungstraining schoss ein als Rektor einer ehrwürdigen Diakonissenanstalt vorgesehener Bruder den Fußball hier im Saal mit einer solchen Wucht in die Fenster, dass diese klirrend nachgaben. Auch mussten wir zwecks besserer Wahrnehmung uns gegenseitig mit verbundenen Augen abtasten. Ich werde wohl nie vergessen, wie sich der spätere Propst Borck aus Hamburg in seiner Wolljacke anfühlte. Bei dem Personalchef von Messerschmitt-Bölkow und Blohm bearbeiteten wir Problemfälle, wie z. B. „der geplatze Druckluftschlauch“.

Wir sprachen aber auch mit Carl-Friedrich von Weizsäcker über Theologie und Erfahrung; dieser klare Denker mit seiner hohen Stirn veranlasste uns dann allerdings am späten Abend, im Pullacher Ochsen, jeder ein halbes Pfund Hirn zu bestellen, wohlwissend, dass das nicht ausreichen würde, um auf das Niveau dieses Mannes zu kommen. Nun – natürlich haben wir auch sehr ernste theologische Themen behandelt. Sie sehen aber: Ich war selbst überrascht, – es bleiben die persönlichen Dinge hängen. So war es auch bei einem Kurs für theologische Oberkirchenräte. Pullach hatte ja auch einen besonderen Wert immer durch seine Nähe zur Kulturmetropole München. Wir saßen also alle mit seriösem Gefühl in Mozarts „Entführung aus dem Serail“ und waren nicht wenig überrascht, dass die klassische Oper mit einer Tanzeinlage von wenig oder auch gar nicht bekleideten jungen Grazien begann. Es war fast lustiger, nach rechts und links in die völlig verdatterten Gesichter der gestrengen Oberräte zu schauen, als nach vorne. Das hatte keiner erwartet, aber Mozart kam dann schließlich auch noch.

Als ich selber Oberkirchenrat im Lutherischen Kirchenamt war, rückte mir Pullach natürlich eng aufs Herz, nicht nur, weil ja der theologische Grundsatz-Referent im Kirchenamt zuständig ist für die Einladungen zu den Kursen, besonders auch zur finalen Auffüllung unterbesetzter Kurse; nicht nur, weil die Sitzungen des Beirates immer außerordentlich interessant waren, sondern auch, weil wir mit dem Theologischen Ausschuss der VELKD fast immer in Pullach tagten, zweimal im Jahr, und hier unsere Schöpfungsstudie entstand und manches mehr.

Als Bischof fliege ich nun manchmal ein für ein Referat, meist nur einen Tag, aber immer noch gibt's um halb elf die Pullacher Brezel mit der heißen Brühe, immer noch umgibt dich diese gediegene bayerische Gastfreundschaft. Tief hat sich mir eingeprägt das Psalmmodieren nach dem bayerischen Gesangbuch. Als Norddeutscher habe ich empfinden können, dass das bayerische Luthertum eben doch einen ganz eigenen Akzent hat, und ebenso habe ich natürlich auch die Brüder zunächst – und später auch die Schwestern – aus den anderen Landeskirchen kennen lernen dürfen. Ich habe unendlich viel gelacht in diesem Haus. Sie müssen sich vorstellen, wie es uns ging, als wir nach einem arbeitsintensiven Tag abends im Bierkeller mit lauter Pastoren zum ersten Mal Otto sahen im Fernsehen mit seiner Nummer

²² 1976 (Anm. der Redaktion mit herzlichem Dank an Dr. H. Franke, Pullach).

über den Pastor, der das Wort zum Sonntag spricht. Solche Momente kann man nirgendwo anders erleben.

Und doch bleibt natürlich der Eindruck, dass hier zunächst und trotz aller Ablenkung Theologie getrieben wird. Nicht eng, nicht abgegrenzt, man sieht schon an der reichhaltigen literarischen Bibliothek, dass es hier um eine breite Bildung geht. Aber es geht und ging um Theologie, wie es eben auch der VELKD insgesamt um gute, aktuelle relevante Theologie geht. Das ist das Markenzeichen dieses Hauses. Und alle Bewegungen, die die leichteren Korken auf den jeweiligen Wellen von Trends und Moden mitvollziehen, konnten nicht verhindern, dass hier in Pullach auch gegen den Trend theologisch solide und hart gearbeitet wird. Das hat seine Bedeutung heute mehr denn je; auch und gerade für das Pfarrerbild. Was anderes denn sollten die Pfarrer und Pfarrerinnen sein als Theologen. Und auch für die Nichttheologen wird hier eben ein sehr gutes theologisches Angebot gemacht. Denn Anderes wird ja überall in den Landeskirchen und auf höherer Ebene betrieben: Aber Pullach steht eben für eine gediegene Theologie. Nicht irgendeine der unendlich vielen Genetivtheologien wird hier getrieben, sondern reformatorische Theologie, Luthers Theologie, Theologie des Kreuzes. Wie aktuell, wie relevant die Kernthemen sind für unsere Gemeinden und Kirchen, das haben wir gerade in dem aufregenden Prozess um die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre gemerkt. Und wir werden auch die jüngsten Äußerungen aus Rom nur mit substanzieller Theologie verarbeiten und bestehen können. In diesem Haus darf und soll noch theologisch gedacht und geredet werden. Das ist nicht überall unumstritten. Es ist aber umso nötiger, je schwerer es ist. Ich grüße Sie also mit der Bitte und der Hoffnung, dass neben allem vergnügten Leben drumrum hier zentral theologisch weitergearbeitet wird, wie in den letzten vierzig Jahren. Möge Gott Sie segnen mit allen, die hier arbeiten, und allen, die hier Gäste sind, so segnen, dass die Liebe zu seinem Wort immer brennender und die Erkenntnis des Glaubens immer leuchtender wird.

III.
Das Seminar und die Künste im Dienst der Verkündung

III. Das Seminar und die Künste im Dienst der Verkündigung

1. Vernissage zu dem Bilder-Zyklus von Werner Kleinert zu den Tagzeitengebeten

*Von Prof. Dr. Volker Weymann
Rektor des Theologischen Studienseminars*

Verehrte Gäste,

Für uns alle ist es vermutlich das erste Mal, dass wir in diesem Bilder-Zyklus von Werner Kleinert den Tagzeitengebeten in bildlicher Gestaltung begegnen. Nicht umsonst treffen sich darin drei Sprachen, denen Werner Kleinert immer wieder hin und her nachhört und gestaltend nachsinnt: Musik, Komposition und darstellende Kunst. So begegnen uns mit diesem Zyklus zu den sieben Tagzeitengebeten Farbklänge, Klangbilder und Gebetsklänge, die Augen, Ohren öffnen mögen und den Sinn für Klänge geistlichen Lebens.

Die Horen des klösterlichen Chorgebets vor allem in benediktinischer Tradition haben hier Gestalt gewonnen. Vier dieser Horen haben eine Entsprechung gefunden in den Tagzeitengebeten auch evangelischer Kommunitäten und sind nun durch das neue Evangelische Gesangbuch vielen zugänglich: die Mette (Matutin oder Laudes) - hier zu Beginn des Zyklus; die Sext als Mittagsgebet; die Vesper und die Komplet zum Schluss.

Zu dreien dieser Bilder will ich andeuten, welche Hymnen damit zum Klingen kommen könnten.

Mit dem ersten Bild zur Laudes oder Mette (ursprünglich weit vor Tagesanbruch) könnte jene Weihnachtsstrophe von Martin Luther als Hymnus anklingen:

Das ewig Licht geht da herein,
gibt der Welt ein- neuen Schein:
es leucht' wohl mitten in der Nacht
und uns des Lichtes Kinder macht. Kyrieleis. (EG 23,4)

Mit der Sext in der Mitte des Tages bringt sich der Vers von Jochen Klepper zu Gehör:

Der Tag ist seiner Höhe nah. Nun blick zum Höchsten auf,
der schützend auf dich niedersah in jedes Tages Lauf. (EG 457, 1)

Mit der Komplet zum Schluss des Tages verbindet sich das Lied von Nikolaus Hermann:

Hinunter ist der Sonne Schein,
die finstre Nacht bricht stark herein;
leucht uns, Herr Christ, du wahres Licht,
lass uns im Finstern tapfen nicht. (EG 467, 1)

So mögen diese Bilder hellhörig machen und im Zeichen des Kreuzes die Augen öffnen für das wahre Licht, das den Glanz der Gnade in unserm Tageslauf aufleuchten lässt und der Welt einen neuen Schein gibt.



Abb. 1: Werner Kleinert, Laudes oder Mette

Die Laudes oder Mette beginnt seit alters mit der Bitte aus Psalm 51,17: „Herr, tue meine Lippen auf, dass mein Mund deinen Ruhm verkündige“. Wie sehr bleiben wir, ob im Geschwätz verheddert oder sprachlos oder verstummt, darauf angewiesen, dass uns der Mund geöffnet wird. Entsprechend machen diese Bilder wie die Tagzeitengebete in ihrer fremden Sprache hellhörig. So sehr sie zu Herzen gehen können, sind es keine subjektiven Herzensergüsse. Sie halten vielmehr den Raum offen, in dem sich ereignen kann, dass (mit dem jüdischen Schriftsteller Manes Sperber zu sprechen) uns Worte „wie von außen über die Lippen kommen“: Psalmen, Gebete, Gesänge, Lieder, die dem Sprachlosen Sprache leihen. Darum möchte ich Dir, Werni danken, dass es Dir horchend und nachsinnend möglich wurde, diesen Zyklus zu gestalten, und dass diese Bilder manche Menschen hier eine Weile begleiten können.

2. 7 Bilder zu den Tagzeitengebeten

Eröffnungs-Rede von Werner Kleinert, Hinwil/Schweiz

Auf alten Altarbildern sind oft Bildnisse der Stifterinnen oder Stifter eingefügt; sie werden in andächtiger Gebetshaltung gezeigt. Der Bildinhalt ist klar ablesbar, ebenso die Darstellung des Betens durch betende Menschen. Sie werden sich fragen, wie kommt ein heutiger Maler dazu, mit ungegenständlichen Mitteln hochgeistige und intime Inhalte, wie das Beten, darzustellen. Es ist in der Tat ein ungewöhnliches, nicht leichtes Unterfangen, solche Ideen bildhaft zu gestalten mit dem Anspruch des unmittelbaren Zugangs durch den Betrachter.

Die Idee zu den 7 Bildern hat drei Wurzeln:

- Das Klosterleben
- Gregorianische Gesänge
- Romanische Kirchenarchitektur

Zum Ersten: Seit jeher empfinde ich eine tiefe Ehrfurcht gegenüber dem klösterlichen Leben. Ich bewundere die großartigen Leistungen in allen künstlerischen Bereichen. Die Grundhaltung, seine persönliche Kraft und Begabung in den Dienst eines Höheren zu stellen, die individuellen Bedürfnisse einer übergeordneten Gemeinschaft zu opfern, nicht Selbstverwirklichung als Ziel zu haben, sondern in Demut zu dienen, all das beeindruckt mich. Bei den Benediktinern gliedert sich der Tag in Arbeit und Gebet. Die Horen geben dem Tag die Struktur - welche weise, sinnvolle Einrichtung, das ganze Tagwerk unter eine spirituelle Ordnung zu stellen. Wo bleibt in der heutigen hektischen Welt der Habgier und der Hybris eine Ordnungsprinzip, das Gotteslob, Demut und Dankbarkeit zum Inhalt hat?

Zum Zweiten: Ich betrete einen Kirchenraum:

In die Stille hinein erklingt – von der Mönchsgemeinschaft gesungen – ein gregorianischer Choral. Ergriffen lausche ich – dem lärmigen Alltag entrückt – den schlichten zeitlosen Melodien, die während Jahrhunderten gepflegt werden. Auch hier ist nicht Individualismus gefragt, sondern ein Sich-Einfügen in den einstimmigen Gesang, Einswerden im gesungenen Gebet.

Unsere überstrapazierten Ohren haben Mühe, in den monoton erscheinenden Gesängen die feinen, hoch differenzierten Unterschiede wahrzunehmen. Die Zuordnung der alten Kirchentönen zu Farbtönen geschah rein intuitiv. Warum sich aeolisch blau – gelb, dorisch olivgrün – violett zeigt, kann ich Ihnen nicht erklären. Hingegen wird der Betrachter einen Zusammenhang der Farben und Helligkeiten mit den Tageszeiten leicht erkennen: Die Sext ist am hellsten, die Laudes am dunkelsten.

Zum Dritten: Romanische Kirchenarchitektur:

Schlichte, erhabene und gut ablesbare Formelemente, in ihrer Wucht und Schwere noch sehr erdverbunden und doch kraftvoll himmelstrebend. Das Bildformat wird bestimmt von einer Kreuzform aus zusammengesetzten Quadraten. Darüber ist der Grundriss einer romanischen Kirche erkennbar. Rundbogen und Säulen ergänzen die Komposition.

Die bildliche Umsetzung der Lobgesänge war – wie anfangs erwähnt – das Hauptproblem. Die gängige Vorstellung von Musik ist ein kurvenförmiger fortschreitender Ablauf ähnlich der Notation einer Partitur. Diese Vorstellung konnte mich nicht befriedigen. Einen Raum, der von einer Klangquelle aus nach und nach erfüllt wird, stelle ich mir als konzentrische

Kugeln vor; und das wiederum ist zweidimensional schwerlich zu verwirklichen. Aus einer Kombination von konzentrischen Quadraten und Kreisen entstanden schließlich schwingende Formen, die den Raum durchdringen. Auf dem Hintergrund der romanischen Architektur erhebt sich der Gesang ins Transzendente.

Durch Überlagerung verschiedener Bildschichten entstand eine polyphone Verdichtung. Zusammenfassend möchte ich festhalten: Die Bilder enthalten eine durchgehende Gesetzmäßigkeit, was auch dem Bildinhalt entspricht.

Doch statt zu sehr zu analysieren, lassen Sie lieber die Gesamtheit auf sich wirken. Gönnen Sie sich zum Betrachten der Bilder viel Zeit und Ruhe, vielleicht können Sie dann die gesungenen Horen hören.

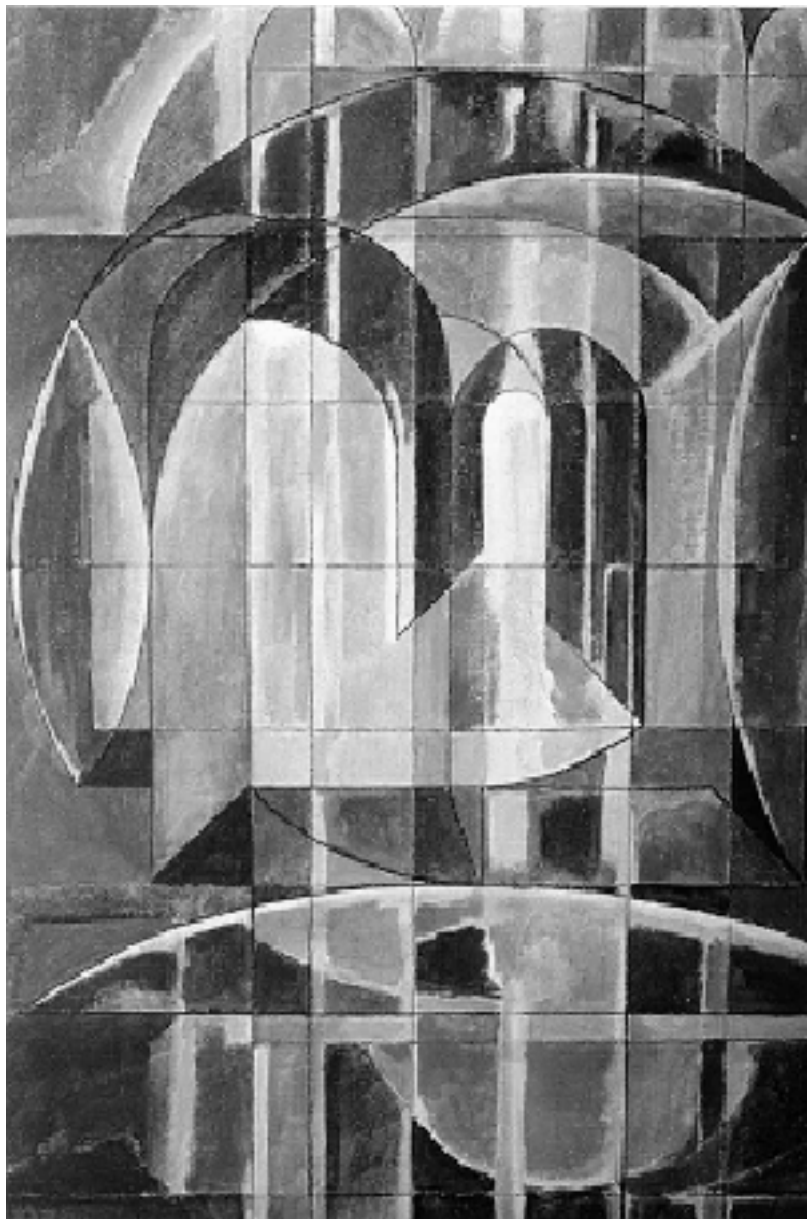


Abb. 2: Werner Kleinert, Komplet

3. Die Einweihung der Truhenorgel im Studienseminar

Im Rahmen einer Komplet wurde während des Festaktes auch die neue Truhenorgel, die im Andachtsraum des Studienseminars steht, ihrer Bestimmung zugeführt.

Baumeister des Instrumentes, das 100cm breit und 50cm tief ist und eine Gesamthöhe von 90cm hat, ist Friedemann Seitz aus Neubulach.

Das Gehäuse besteht aus 6-fach gefülltem Eichenholz, die Oberfläche ist unbehandelt und mit einem Hobel verputzt. Die Klaviatur besteht aus mit Pergament angeschwärztem Zwetschgenholz und hat eine direkte Stechermechanik.

Das Pfeifenwerk ist aus Fichtenholz gefertigt, im Diskant wurde Ahorn verwendet.

Das Instrument hat folgende Register:

- Gedackt 8', grundtönig intoniert mit einer Schleifenteilung zwischen Bass und Diskant
- Quintade 8', ab c' obertönig intoniert
- Flöte 4' (gedeckt), ab c' als Rohrflöte
- Octave 2', ab G offen

Der Tonumfang umfasst das contra-H bis zum d''.

4. Nachtgebet am 24.11. - Besinnung zu Psalm 27,4f Komplet mit Einweihung der Truhenorgel

*Andacht von Prof. Dr. Volker Weymann
Rektor des Theologischen Studienseminars*

Liebe Schwestern und Brüder,

Heute Abend verbindet sich die Komplet damit, dass wir die neue Truhenorgel in den Dienst Gottes stellen, in Gottes Dienst uns zugute. Deshalb horchen wir auf zwei Verse aus dem 27. Psalm, den wir soeben gebetet haben:

„Eines bitte ich vom Herrn, das hätte ich gerne:
dass ich im Hause des Herrn bleiben könne mein Leben lang,
zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn
und seinen Tempel zu betrachten.
Denn er deckt mich in seiner Hütte zur bösen Zeit,
er birgt mich im Schutz seines Zeltes
und erhöht mich auf einen Felsen.“
(Psalm 27,4f)

Erstaunlich, wenn sich alles, was für mein Leben wünschenswert erscheint, in eine Bitte sammelt: „Eines bitte ich vom Herrn, das hätte ich gerne!“ Entgegen dem üblichen Gewirr an

Bedürfnissen und Wünschen, die in uns aufsteigen, uns umtreiben oder gefangen nehmen, ein einziges also, worin sich das Leben sammelt und erfüllt. Dabei ist das Erbetene schon präsent als Ermutigung, so zu bitten: wie ein Licht, das aufleuchtet und Orientierung gewährt. Und diese Bitte ergeht nicht ins Blaue und Ungewisse, sondern erwächst aus Erfahrung. Was zuteil wurde und einem aufgegangen ist, setzt sich in die Bitte um: damit verbunden zu bleiben, dort Bleibe zu finden, wo ich mit meinem unsteten Leben, mit Hoffnungen und Ängsten wohl aufgehoben bin.

„Eines bitte ich vom Herrn, das hätte ich gerne; dass ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Leben lang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn und seinen Tempel zu betrachten“. Hier merken wir in knappster Konfrontation: Wir Unbehausten - Gottes Hausgenossen. Sind wir denn unbehaust? Angesichts des Elends von Flüchtlingen als Unbehausten par excellence, könnte diese Sicht fragwürdig anmuten. Doch ob auf der Flucht oder ob mit einem Dach über dem Kopf: Die Last, an der die einen und andern unterschiedlich tragen, kann die Lust am Hause Gottes ersticken. In verschiedenen Varianten gibt es ein Unbehaustsein, auch wenn es nicht jederzeit offensichtlich wird. Man denke an Kinder- und Jugend-Nöte oder an Probleme des Altwerdens; oder daran, wie bedroht das Weltdorf ökologisch ist; oder an Desorientierung in religiöser Hinsicht; oder an Entfremdung mancher Menschen in ihrer nächsten Umgebung, - und also an oft verborgenes Anschwellen von Unbehaustheit.

Was bedeutet angesichts dessen die Kirche und ihr Gottesdienst? Wie sollte diese Frage uns nicht verlegen machen? Viele sind aus diesem Haus ausgewandert. Dass sie ihm entfremdet sind, ist dabei Ursache wie Folge. Selbst unter denen, die sich weiter dazu halten, fühlen sich manche dort nicht recht zu Hause angesichts dessen, was sie befremdet oder was sie dort entbehren. Den Kirchgang unter das Motto zu stellen: „zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn“ empfänden viele als Ironie. „Und seinen Tempel zu betrachten“ - das findet für viele eher außerhalb der Gottesdienstzeiten statt.

Doch der Tempel als Ort und Bild, wo Gott in Rufweite kommt, ja wo er bei uns Wohnung nimmt und uns bei sich Wohnung gewährt, dies verdichtet sich dem Psalmisten in doppelter Erfahrung: dass wir gedeckt und geborgen werden, erhöht und aufgerichtet zugleich! Dabei ist nun von Hütte und Zelt die Rede, also von Bleibe unterwegs, in der die Wetter zu spüren sind, und wir doch zugleich Schutz, Geborgenheit, Bleibe finden - und als oft merkwürdig verkrümmte Gestalten aufgerichtet werden. So kann sich das Vaterunser als Zeltwort erweisen, als Ort der Einkehr mit vielen, als Bleibe unterwegs. Und dazu die Kirchenmusik, wodurch unser Leben neu Polyphonie und Hellhörigkeit gewinnt, worin Klage und Lob, Trauer und Freude einander durchdringen können. Ja die oft paradoxe Klangsprache kann uns hellhörig machen für das Widerfahrnis endgültiger Freiheit und Freude.

In Luthers Übersetzung des Psalmworts Überrascht die Wendung: „zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn“. Nach dem Urtext hieße es wörtlich: zu schauen die Freundlichkeit des Herrn. Würde jedoch Gottes Freundlichkeit nicht immer neu verkündigt, zuteil und verdankt in versammelter Gemeinde, so könnte sich niemand darin bergen zur bösen Zeit. Dann fehlten Orte und Zeiten, wo Mühselige und Beladene erquickt und aufgerichtet werden. „Zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn“: Die Wirklichkeit unserer Gottesdienste ist davon oft weit entfernt. Doch bleibt der Gottesdienst seinem Grundzug nach und wird hie und da überraschend etwas so Wunderbares, dass die Teilhabe an ihm zum Schönsten im Leben wird, zu dem Einen, worein sich alles versammelt, was von Gott zu erwarten, zu erbitten ist. Der Gottesdienst bleibt ein Geschenk, das aller Mühe wert ist. In ihm wird der Schatz zuteil, dem tönernen Gefäße, anschlagbares Tonzeug ganz angemessen sind. Wie sollte der Schatz sonst hervorleuchten können und zum Funkeln kommen? Denn der Glanz der Gnade, die Kraft, die in Schwachheit zur Vollendung kommt, geht von Gott, nicht von uns aus.

Amen.

IV. Das Seminar und seine institutionellen Bezüge

IV. Das Seminar und seine institutionellen Bezüge

1. Das Theologische Studienseminar aus der Sicht der Generalsynode

*Grußwort von Dirk Veldtrup
Präsident der Generalsynode der VELKD*

Herzlichen Glückwunsch zum 40. Geburtstag, dem sich noch mindestens dieselbe Zahl von Jahren anschließen möge.

Als Synodalpräsident um ein Grußwort gebeten zu werden ist zwar sehr ehrenvoll, aber auch schwierig in die Tat umzusetzen. Zwar war es mir vergönnt, alle bisherigen 5 Rektoren persönlich kennen zu lernen. Inhaltliches darüber zu sagen verbietet aber wohl der Takt.

So bleiben die Synodalprotokollbände. Um es vorweg zu sagen: Es fand sich wenig Aufregendes. Aus dem Bericht der Kirchenleitung für die Synodaltagung 1972 war zu entnehmen, dass in dem Berichtsjahr vom Sommer 71 bis Sommer 72 drei Kurse stattfanden, wobei dazu gesagt werden muss, dass sie vom 04.10.-14.11.71, 19.01.-10.03.72 und 03.05.-14.06.72 durchgeführt wurden. Der 15. Studienkurs fiel wegen der Bitte, in dieser Zeit kirchliche Mitarbeiter an den Olympischen Spielen in Pullach aufzunehmen, aus. Zu erwähnen wäre noch, dass zwei dieser Kurse Studienkurse und einer ein Predigerseminarlehrgang waren.

Der Bericht der Kirchenleitung für 1973 enthält die Bewertung eines Teilnehmers und was ihm wesentlich erschien:

- a) Ein gutes und wohlausgewogenes Verhältnis von Referaten bzw. Arbeitsgemeinschaften und sog. Studentagen, die der eigenen Weiterarbeit gewidmet waren.
- b) Das Zusammensein mit Brüdern und Schwestern aus anderen Landeskirchen und der dadurch erweiterte Blickwinkel.
- c) Die Präsenz einer guten theologischen Bibliothek, die über den genannten Themenkreis hinaus die Hilfe bietet, theologische Arbeiten kennen zu lernen, die bisher nicht eingesehen werden konnten.
- d) Die Möglichkeit freier und ungezwungener Meinungsäußerungen ohne kirchenaufsichtliche Ordnung.
- e) Die gute und wohltuende Atmosphäre des Studienseminars, die der persönlichen Eigenart jedes einzelnen freien Raum gibt.

In demselben Bericht war die Zahl der Studienkurse für Theologen mit drei enthalten, wobei der erste 6 Wochen, der zweite 2 ½ Wochen, der dritte 3 Wochen dauerte. Erstmals wurde ein Kurs für neuberufene Dekane, Superintendenten und Pröpste angeboten.

1982 berichtete der damalige Rektor, Prof. Lohff, über das Seminar und seine Arbeit. Es konnte nicht ausbleiben, dass bei allen positiven Berichten über die Arbeit und Tagungen hier auch die sog. Laien in der Generalsynode fragten, ob nicht auch mal Angebote für sie gemacht würden.

Das Ergebnis der Nachfrage waren die Antworten, die Präsidenten (der Landessynoden) hätten das abgelehnt, im übrigen entscheide das der Beirat, und für die Laien gäbe es die Evangelischen Akademien. Denkbar wäre allenfalls ein Kurs für Theologen unter Beteiligung einiger Laien.

Immerhin 1995 hat dann Herr Prof. Weymann erstmals einen Kurs für Laien angeboten und mehrere Jahre lang wiederholt bzw. auch mit anderen Themen, auch 2001. Dafür herzlichen Dank.

Im Bericht 1986 heißt es:

Im November 85 wurde das 25-jährige Bestehen des Hauses in bescheidenem Rahmen festlich begangen. Der Leitende Bischof D. Stoll hielt eine Festansprache, Prof. Kretschmar hielt einen Festvortrag über das Thema „Der Ort der Theologie in unserer Kirche“.

Es soll nicht in der bisherigen Fülle der Zitate weitergehen. Zu berichten ist generell, dass sich die Generalsynode mit der Mittelbewilligung für diese Einrichtung beschäftigt hat, ohne diese zu hinterfragen. Das war nur möglich aufgrund der wohl letztlich für alle erkennbaren ausgezeichneten Arbeit sowohl in der Leitung des Hauses als auch bei den Mitarbeitenden und den Mitgliedern des Beirates und seinem Vorsitzenden. Für die weiteren Planungen und Vorhaben wünsche ich Ihnen Gottes reichen Segen.

2. Der Beirat des Theologischen Studienseminars

Grußwort von OLKR Michael Wöller, Hannover

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder,

In die Abfolge der Gratulanten reiht sich nun auch der hier und da bereits erwähnte Beirat des Theologischen Studienseminars ein.

Da der Vorsitzende des Beirates, Landesbischof Herrmanns aus Schaumburg-Lippe, leider verhindert ist, - die dortige Landessynode ist ausgerechnet auf die Jubiläumstage hier terminiert worden - kommt der Gruß zum Jubiläum von einem Beiratsmitglied aus der hannoverschen Landeskirche.

Was tut der Beirat eigentlich?

Seine Hauptaufgabe liegt in der Begleitung der inhaltlichen Arbeit des Hauses.

Die von der Studienleitung mit großer Sorgfalt angefertigten Berichte über die zurückliegenden Kurse eines Jahres werden gemeinsam durchgesprochen.

Gelungenes und weniger Gelungenes, die vielen guten und die in aller Regel seltenen schwierigen Erfahrungen mit Referenten und Teilnehmern, Fragen der Auslastung der Kurse, des Adressatenkreises werden intensiv besprochen.

Wir überlegen, welche Folgerungen aus den vorliegenden Erfahrungen für die Zukunft zu ziehen sind, wie das Profil der Arbeit des Hauses entwickelt und neuen Bedarfslagen angepasst werden kann.

In einem zweiten Diskussionsgang werden die Planungen der Studienleitung für das nächste Jahr anhand der Ausschreibungstexte detailliert durchberaten - bis hin zu Formulierungsvorschlägen im Detail.

Und in einem dritten Arbeitsschritt tragen wir mögliche Themen für das übernächste Arbeitsjahr zusammen, wägen sie gemeinsam ab.

Dieser Gesprächsgang im Beirat ist nicht selten so etwas wie ein Diskurs über die gegenwärtige Lage von Kirche und Gesellschaft: hoch interessant und spannend - immer auch geleitet von der Frage, wie die reformatorische Theologie ins Spiel gebracht, wie sie angesichts der Aufgaben im pfarramtlichen Dienst, angesichts der gegenwärtigen Herausforderungen kirchlicher Arbeit zur Sprache gebracht werden kann.

So kommen wir einmal im Jahr im Februar zusammen: ein Arbeitskreis aus Vertretern der verschiedenen Landeskirchen gemeinsam mit Vertretern der theologischen Fakultäten und stellen den Verantwortlichen im Studienseminar Erfahrungen und Einschätzungen zur Verfügung.

Der Beirat kennt also die geleistete Arbeit aus nächster Nähe und vermag daher auch ihre hohe Qualität zu würdigen. Für den Beirat darf ich sagen, dass die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche auf diese Einrichtung und die in ihr geleistete Studienarbeit stolz sein kann.

Wir wünschen für die Zukunft dem Haus, den Verantwortlichen, der Mitarbeiterschaft insgesamt und allen, die das Angebot nutzen, Gottes gutes Geleit, Gottes reichen Segen.

3. „... ein Ex-Territorium in unserer Landeskirche ...“

Grußwort von OKR Franz Peschke, München

Sehr geehrter Herr Leitender Bischof,
lieber Herr Weymann, Frau Weymann, die Mitarbeitenden des Seminars in alter und neuer Zeit, verehrte Festgäste!

Namens des Landesbischofs der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern heiße ich Sie in unserer Landeskirche herzlich willkommen, die Bischöfe, die Mitglieder der Kirchenleitung und des Lutherischen Kirchenamtes, die Ehemaligen und Sie, die Sie zum Mitfeiern gekommen sind. Ich habe gewissermaßen ein Ex-Territorium in unserer Landeskirche betreten, ein Territorium der Vereinigten Kirche, das uns zugegebenermaßen sehr schmückt.

Wir pflegen eine gute Nachbarschaft, unser Landeskirchenamt steht Ihnen als Dienstleister zur Verfügung, und bei der Gelegenheit möchte ich Ihnen, Herr Weymann, das Kompliment machen, dass uns das bei einem so vorzüglich geführten Haus auch gar nicht schwer fällt. Das Studienseminar hat bei uns einen sehr guten Ruf. Ja ich bekenne, dass wir gelegentlich auf der Suche nach geeigneten Räumen und Häusern für unsere Landeskirche schon mal sagen: Das könnten wir doch auch in Pullach machen.

Im Reigen der Fortbildungsstätten in Bayern nimmt das Studienseminar seinen besonderen und profilierten Platz ein. Die Kurse hier vervollständigen und ergänzen in trefflicher Weise das Angebot an Pfarrerinnen und Pfarrer und an ehrenamtlich Mitarbeitende in unserer Kirche. Diese Ergänzung besteht in der Möglichkeit zu vertieftem Arbeiten in theologischen Grundfragen und in Fragen der Zeitgenossenschaft. Dazu möchte ich sagen, dass wir in unserer Landeskirche die Frage, ob es ein besonderes Fortbildungsangebot für die Zielgruppe der Pfarrerinnen und Pfarrer auch in Zeiten des Rückgangs an finanziellen Ressourcen geben soll, kürzlich ausdrücklich bejaht haben. Wir haben beim Pastorkolleg nicht gekürzt und wollen auch unseren Beitrag für das Studienseminar in Pullach weiter leisten, weil wir davon überzeugt sind, dass gerade in Zeiten eines sich wandelnden und komplexer werdenden Pfarrerbildes die Fortbildung besonders gepflegt werden muss.

Solchem Auftrag gilt die Verheißung Gottes. Ich finde diese Verheißung ausgedrückt in der Herrnhuter Losung des morgigen Tages: „Nach diesem will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch, spricht der Herr.“ (Joel 3, 1)

Mögen Sie mit Ihrem Haus zuversichtlich in eine neue Epoche gehen! Das wünsche ich Ihnen.

4. Pullach und sein Predigerseminar

Grußwort von Bürgermeisterin Sabine Würthner, Pullach

Sehr geehrter Herr Prof. Weymann, meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich darf mich zunächst sehr herzlich für die Einladung zu diesen Jubiläumsfeierlichkeiten bedanken und bekennen, dass mir beim Anblick des Programms und der vielen darauf verzeichneten kirchlichen Würdenträger ein wenig bänglich zu Mute wurde. Aber ich habe mich dennoch sehr darüber gefreut, dass die politische Gemeinde in dieses Jubiläum einbezogen wurde.

Wie in so vielen Orten ist auch in Pullach die alte, allerdings katholische Kirche das Wahrzeichen der politischen Gemeinde. Das - so meine ich - sollte auch Verpflichtung sein für das Zusammenwirken beider Institutionen, denn das Wohl der Menschen, die in unserem Einflussbereich leben, ist sowohl für die Kirche als auch für die politische Gemeinde Ziel des Handelns.

Manches läuft heute in unserer Gesellschaft schief. Ausländerhass und Schändungen jüdischer Friedhöfe sind verabscheuungswürdige, sichtbare Zeichen dafür, aber die Konflikte gehen darüber hinaus. Sie beginnen im häuslichen Umfeld, wo Gewalt gegen Frauen und Kinder leider keine Randerscheinungen mehr sind. Mieter- und Nachbarschaftsstreitigkeit, die nichts mit unterschiedlicher Nationalität zu tun haben, sind in meiner Bürgersprechstunde schon zu einem beinahe vertrauten Thema geworden.

Von einer von christlicher Nächstenliebe geprägten Welt entfernen wir uns immer mehr. Dabei ist sie der einzige Garant für ein dauerhaft friedliches Zusammenleben. Auch für die

politische Gemeinde ist sie ein Ideal, denn Egoismus, Rücksichtslosigkeit und Lobbyismus sind auch im politischen Umfeld keine guten Ratgeber und Entscheidungshilfen.

Wir brauchen die Kirchen deshalb heute mehr denn je als Vermittler von Werten. Sie können in dieser Aufgabe von niemand anderem ersetzt werden.

In diesem Zusammenhang wäre es natürlich schön, wenn ich von der Pullach prägenden Rolle des Studien- und Predigerseminars sprechen könnte. Dass ich es nicht kann, ist gewiss kein Vorwurf, zumal dieses Haus nicht die Aufgabe einer Ortskirche hat. Das Predigerseminar war immer eine Bereicherung für die evangelische Kirchengemeinde in Pullach. Unsere Gemeinde gehört mit 28% Protestanten an der Gesamtbevölkerung zu den bayerischen Orten mit einem relativ hohen Anteil an evangelischen Christen, aber dennoch leben sie auch hier in der Diaspora. Da tut es gut, eine Institution wie das Predigerseminar am Ort zu haben, die das Gewicht der Protestanten erhöht und die immer wieder dazu beiträgt, die örtlichen Gottesdienste zu bereichern.

Das Grundstück für das Predigerseminar wurde von der politischen Gemeinde an die evangelische Kirche verkauft. Es ist vielleicht interessant, dass für den damaligen Bürgermeister von Pullach, Herrn Breher, der selber Katholik war, der Gedanke, zu dem damals ebenfalls in Pullach beheimateten Jesuitenkolleg eine evangelische Ergänzung zu haben, durchaus ein Argument für den Verkauf war. Dabei war allerdings an die generelle Nutzung des Grundstücks für kirchliche Zwecke gedacht. Die inzwischen verwirklichte Wohnnutzung entspricht nicht dieser Intention und hinterlässt bei den Menschen, die sich noch an den Verkaufsabschluss erinnern, immer den bitteren Nebengeschmack einer vorwiegend wirtschaftlich denkenden Kirche.

40 Jahre evangelisches Predigerseminar im Herzen des überwiegend katholischen Oberbayern - dazu sage ich im Namen der politischen Gemeinde herzlichen Glückwunsch.

Ich komme nicht mit einem großen Geschenk, aber ich habe ein paar Bilder von der Grundsteinlegung des Predigerseminars, die bei uns im Archiv vorhanden waren, mitgebracht.

„Die Kirche hat nicht den Auftrag, die Welt zu verändern. Wenn sie aber ihren Auftrag erfüllt, verändert sie die Welt“, hat Carl Friedrich von Weizsäcker gesagt.

Ich wünsche Ihnen allen von Herzen, dass Sie, dass das Prediger- und Studienseminar durch sein Wirken dazu beiträgt, die Welt zu verändern.

Nachwort

Nachwort

Gefragt ist, was die Arbeit in der Gemeinde verbessern hilft

*Interview mit Prof. Dr. Volker Weymann
Rektor des Theologischen Studienseminars*

Frage: Herr Professor Weymann, worin unterscheidet sich das Theologische Studienseminar der VELKD von andern Fortbildungseinrichtungen in der evangelischen Kirche?

Volker Weymann: Das Theologische Studienseminar der VELKD dient deutlicher als zum Beispiel die Pastoralkollegs der evangelischen Landeskirchen theologischer Studienarbeit und Fortbildung von Pfarrerinnen und Pfarrern. Im Unterschied zu den Pastoralkollegs der Landeskirchen, wo die Kurse meist eine Woche dauern, erstrecken sich die Studienkurse in Pullach in der Regel über zwei oder auch drei Wochen. Für unsere Arbeit sind kennzeichnend: gründliche theologische Studienarbeit, Begegnung, Austausch zwischen verschiedenen kirchlichen Situationen sowie eine Zeit der theologischen wie geistlichen Besinnung und des Atemholens.

Zur Fortbildung kommen zu uns auch Personen in leitender Verantwortung der Kirchen, etwa Superintendentinnen und Superintendenden, Dekane, Synodale, Verantwortliche für Personalfragen, Theologinnen und Theologen in leitender Verantwortung der Diakonie. Unsere Kurse stehen nicht nur Mitarbeitenden in den Gliedkirchen der VELKD beziehungsweise des Deutschen Nationalkomitees des Lutherischen Weltbundes, sondern auch Vertreterinnen und Vertretern aus den weiteren Kirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) offen. Nicht zuletzt kommen auch aus evangelischen Kirchen im Ausland regelmäßig Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nach Pullach. Alle zwei Jahre veranstalten wir im Auftrag der römisch-katholischen Deutschen Bischofskonferenz und der Kirchenleitung der VELKD einen Ökumenischen Studienkurs, an dem auch katholische Pfarrer teilnehmen. Alle drei Jahre gilt ein Studienkurs der Kirchenmusik, ein anderer vor allem zeitgenössischer Literatur sowie der Medienarbeit. In Pullach werden auch Kurse für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der kirchlichen Verwaltung und für Kirchenjuristen durchgeführt. Zudem beherbergen wir regelmäßig Pfarrkonvente zu mehrtägigen Treffen, die sich das Studienseminar als Tagungsort ausgesucht haben.

Frage: Sie sprachen davon, dass Austausch und Begegnung einen besonderen Stellenwert in Ihren Kursen haben.

Volker Weymann: Aus den Rückmeldungen von Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer wissen wir, dass Seminare außerhalb der eigenen Region oder Landeskirche auch den Vorteil bieten, Abstand zu bekommen. Und es wird dadurch offensichtlich auch die Bereitschaft gefördert, eigene Probleme zu schildern und sich auf kollegiale Beratung einzulassen.

Wichtig ist weiter, dass es in Pullach zu Austausch und gemeinsamer Studienarbeit zwischen Menschen Ost und West kommt. Die Situation der Kirchengemeinden und dabei vor allem ihr sozialer und lebensweltlicher Kontext weist deutliche Unterschiede auf. Freilich spielen kaum weniger Unterschiede zwischen Land- und Stadtgemeinden und ein Gefälle vom Süden –

etwa im katholischen Kontext Ober- und Niederbayerns – zum stärker säkularisierten Norden in Deutschland ein Rolle. Dabei lässt sich ersehen, dass etwa Unterschiede zwischen Hamburg und München deutlich größer sind als zwischen Hamburg-City und Gera. Solche Unterschiede, vor allem, wenn man noch die Erfahrungen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus dem Ausland mit einbezieht, sind spannend für den Austausch untereinander und befruchtend in der gemeinsamen Studienarbeit.

Frage: Wie hat sich aus Ihrer Sicht der Bedarf an Fortbildung bei Pfarrerinnen und Pfarrern im letzten Jahrzehnt gewandelt? Wo liegen heute die Bedürfnisse?

Volker Weymann: Grob lässt sich sagen, dass früher das Interesse an humanwissenschaftlichen, vor allem sozio-psychologischen Dimensionen der Fortbildung oft leitend war. Und zwar in der Hoffnung, auf diese Weise stärker den Erfahrungsbezug von Theologie und Glaube in den Blick zu bekommen. Seit gut fünf Jahren findet vieles, was die Handlungskompetenz in verschiedenen Tätigkeitsfeldern des Pfarramts fördert und verbessert, deutlicheres Interesse samt entsprechenden Methoden und Modellen: ob liturgisch im Blick auf den Gottesdienst, kybernetisch²³ im Blick auf Gemeindeentwicklung und Leitungsaufgaben, pädagogisch im Blick auf Religions- und Konfirmandenunterricht und so weiter. Verständlich ist, dass auch im Pfarramt manche die Frage beschäftigt: Wie kann ich meine Arbeit effizienter gestalten, wirkungsvoller, überzeugender, besser machen? Daher finden im weiten Sinn zugleich Methoden des Managements deutlicher als früher Interesse. Wo es von Thema, Zielgruppe und Aufgabenfeld her nahe liegt, werden entsprechende Akzente auch in unsere Studienkurse einbezogen.

Allerdings liegt der Schwerpunkt der Kurse in Pullach nicht hierauf. Dass Theologie und Glaube nicht schon in pfarramtlicher Tätigkeit, sondern im Leben praktisch wird, erfordert eine theologische Fortbildung in dem der Theologie gemäßen weiten Horizont und Lebensbezug. Und darin treffen sich, wie Kolleginnen und Kollegen nicht selten hier andeuten, Bedarf an- und ihr Bedürfnis nach Fortbildung.

Überdies ist zu beobachten, dass in der Gemeinde wie in der weiteren Öffentlichkeit urteils- und gesprächsfähige Theologinnen und Theologen mehr denn je gefragt sind. Ihre Aufgabe ist es, die Bedeutung des Evangeliums ganz elementar für das individuelle Leben herauszuarbeiten.

Frage: Wie viel Fortbildung brauchen Pfarrerinnen und Pfarrer heute, um den Herausforderungen in der Gemeindegemeinschaft gewachsen zu sein?

Volker Weymann: Es ist nicht zu leugnen, dass die Verantwortung im Pfarramt größer und anspruchsvoller wird, je mehr Christentum und Kirche für einen weiten Kreis der Bevölkerung an Selbstverständlichkeit verloren haben – was eine Herausforderung und Chance zugleich ist. Damit steigt zugleich grundsätzlich der Bedarf an Fortbildung. Und es wird schwieriger, dem zu entsprechen. Denn mit den Strukturreformen in vielen unserer Kirchen, damit einhergehenden Stelleinsparungen, Vergrößerung von Gemeindebezirken und anderem mehr, wird allein die Vakanz-Vertretung – schon bei Urlaub und Krankheit – hier und da zum Problem. Es wäre kurzschlüssig, wenn zudem ein Kirchenvorstand, wie mir gelegentlich berichtet wurde, im Blick auf Interesse an Fortbildung kritisch zurück fragt: „Haben Sie das denn nötig?“ Meine Erfahrung ist jedoch, dass die meisten Kirchenvorstände auf derartige Anfragen positiv reagieren. Es scheint mir vernünftig, dass in der Regel pro Jahr eine Woche an Fortbildung auswärts vorgesehen ist, also auch ein Kurs von zwei Wochen alle zwei Jahre.

²³ Kybernetik ist die Lehre von der Kirchen- und Gemeindeentwicklung.

Zugleich ist es wichtig, neben der formellen Fortbildung, etwa im Pfarrkonvent, Pastoralkolleg, Kontaktstudium, im Theologischen Studienseminar der VELKD etc., auch die informelle Fortbildung im Blick zu haben, wie sie mit der Herausforderung zu theologischer Besinnung in den Aufgaben des Pfarramts und durch manche Außenkontakte entsteht. Denn Selbststudium wie kollegiale Beratung bleiben unverzichtbar, um theologisch und geistlich Orientierung zu finden und geben zu können.

Frage: Was können Sie über den Bedarf an Fortbildung in den Landeskirchen in den neuen Bundesländern sagen?

Volker Weymann: Lassen Sie mich dafür auf den Ansatz in der Pfarrerfortbildungsordnung, die in diesem Jahr in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen vorgelegt wurde, hinweisen: „Die Fortbildung soll dazu dienen, die bisher erworbene theologische Kompetenz, die für auftragsgemäße und sachgerechte Führung des Pfarramtes notwendig ist, zu vertiefen und zu festigen. Fortbildungsangebote sollen dazu ermutigen, sich auf die sich ständig wandelnde und differenzierter werdende Situation in Kirche und Gesellschaft einzulassen. Die persönliche Vergewisserung über den Auftrag der Kirche soll ... gefördert werden.“ Der deutlich säkularisierte gesellschaftliche wie kulturelle Kontext und die Minderheitensituation der Kirche zwingen zur Fortbildung. Die Gesprächsfähigkeit über den christlichen Glauben in einem säkularen Umfeld zu fördern, ist ein entscheidendes Ziel der Fortbildung.

Frage: An den Kursen in Pullach nehmen auch Pfarrerinnen und Pfarrer aus dem Ausland teil: Wo brauchen diese Theologinnen und Theologen am meisten Hilfe?

Volker Weymann: Bei den Kolleginnen und Kollegen aus Kirchen in Mittel- und Osteuropa ist nicht selten die Verbindung von theologischer Studiengemeinschaft und Lebensgemeinschaft auf Zeit wichtig. Manche kommen sehr gezielt zu diesem oder jenem Kurs: so eine Kollegin aus der Slowakei und zwei Kollegen aus Polen zu diakonischer Verantwortung der Kirche; oder ein Kollege aus Rumänien im Blick auf das Gespräch mit der Orthodoxie zu einem ökumenischen Kurs. Insgesamt bietet ein Kurs mit Beteiligung etwa von Estland bis Italien mehr als genug Stoff zum gegenseitigen Austausch. Dadurch werden bisweilen Probleme, die wir in Deutschland haben, angesichts der ganz anderen Minderheitensituation in jenen Ländern, relativiert. Zudem entstehen Kontakte, die über den Kurs hinaus weitergehen, auch Gemeindeparterschaften. Und in allem wird erfahrbar, dass Kirche Jesu Christi notwendig Grenzen überschreitet. So bleibt die Frage nach Hilfe nicht einseitig, sondern entsteht gegenseitige Herausforderung und Ermutigung unter Schwestern und Brüdern.

Die Fragen stellte Udo Hahn.

Zur Person: Volker Weymann, Jahrgang 1941, Prof. Dr., seit 1994 Rektor des Theologischen Studienseminars der VELKD; davor u.a. von 1983 bis 1994 Privatdozent, Professor für Praktische Theologie an der Universität Zürich

Anschrift: Theologische Studienseminar der VELKD, Bischof-Meiser-Str. 6, 82049 Pullach bei München, Tel.: 0 89/7 44 85 29 0, Fax: 0 89/7 93 75 57

Ein Porträtfoto von Professor Weymann sowie eine Aufnahme des Theologischen Studienseminars sind über www.velkd.de abrufbar.